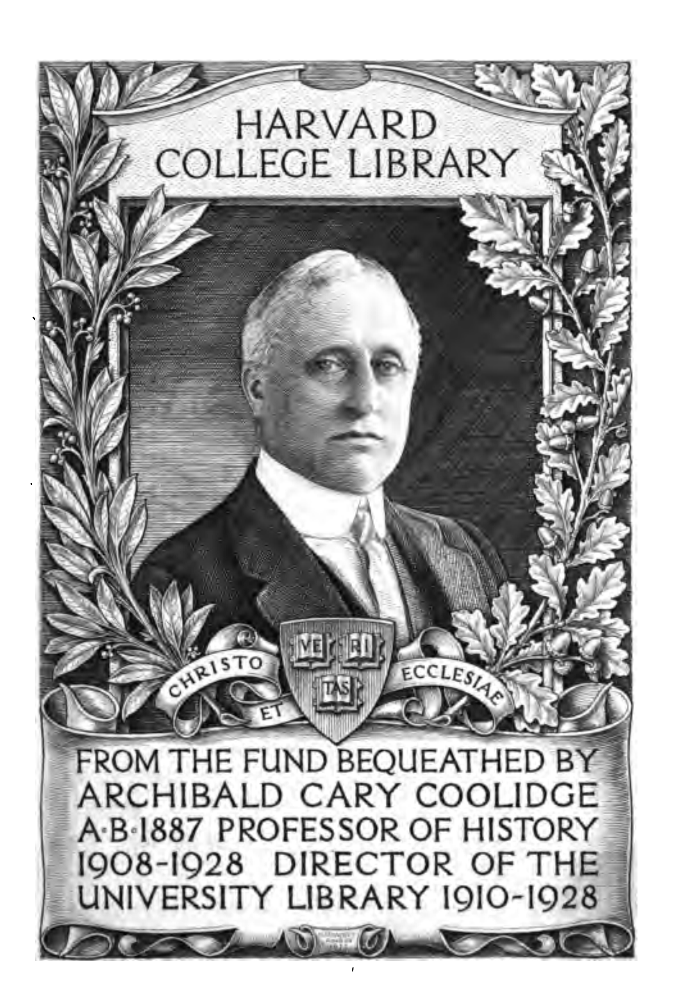

Modenarrheiten.


HARVARD
COLLEGE LIBRARY
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928

Die
Modenarrheiten.

Ein Spiegelbild der Zeiten und Sitten

für

das deutsche Volk

von

Dr. Rudolf Schultze.

Wer vil nuw fund macht durch die land,
Der gibt viel ärgernyß vnd schand
Vnd halt den narren by der hand.
Brants Narrenschiff.

Berlin.
Nicolaische Verlagsbuchhandlung
(A. Effert & L. Lindtner.)
1868.

Vorwort.

Mag es immerhin eine verlorene Mühe sein, über die Kleidung des Menschen vom Standpunkt der Philosophie oder der Aesthetik aus zu verhandeln, so bietet doch ihre Geschichte Gesichtspunkte dar, die für den prüfenden und vergleichenden Beobachter von höchstem Interesse sind. Die Mode hat trotz ihrer bekannten Leichtfertigkeit, Eitelkeit, Frivolität, Narrenhaftigkeit und Lächerlichkeit doch auch ihre sehr ernsten Seiten; und bei all ihrer scheinbaren Nichtigkeit muß ihr die Bedeutung unbestritten bleiben, daß sie im Stande ist, sowohl die Denk- und Handlungsweise eines einzelnen Individuums zu illustriren, als auch die geistigen und moralischen Bestrebungen eines ganzen Zeitalters zu charakterisiren.

*

Wenn wir also in den folgenden Blättern versucht haben, die Narrheiten der Mode einer genauern Betrachtung zu unterwerfen, so bieten wir damit unserm sehr verehrten Leser wiedrum, wie wir es unlängst gethan, ein Stückchen Sittengeschichte. Wir schreiben hier nicht für Schneider oder Modistinnen, sondern für jeden gebildeten Mann aus dem Volk, und für jede gebildete Frau und Jungfrau, welche neben ihrer Arbeit am häuslichen Heerd noch Zeit und Interesse hat, ihre Toilette und ihre Moden auch einmal vom kulturhistorischen Gesichtspunkt aus anzusehen. Verfasser ist freilich kein Modeschriftsteller, sondern nur Schriftsteller über die Mode; allein solcher kann garnicht anders als Geschichte im Kleinen schreiben, man mag ihn gewissermaßen als den Kammerdiener oder den Garderobier der alten und ehrwürdigen Jungfer Klio betrachten.

Die günstige Aufnahme, welche unsre letzten Schriften beim Publikum gefunden, namentlich jene vielen, ich möchte sagen, gemüthlichen und liebenswürdigen Kritiken, die unsre „Geschichte des Weins und der Trinkgelage“ in der periodischen Literatur hervorge-

rufen hat, geben uns den Muth ein, mit diesem neuen sittengeschichtlichen Schriftchen vor die Oeffentlichkeit zu treten, welches ebenfalls populär gehalten, und auch, je nachdem der Stoff es mit sich brachte, humoristisch eingekleidet ist. Wir bitten dabei den Leser wieder um eine milde und nachsichtige Beurtheilung; er bedenke vor allem, daß wir kein den Gegenstand erschöpfendes Werk für den Kulturhistoriker von Fach liefern wollen, und daß einer völlig richtigen und ungetrübten Beobachtung der heutigen Modenwelt, in der wir selber befangen leben, erhebliche Schwierigkeiten im Wege stehen, sowie es überhaupt keine Geschichte der Gegenwart, sondern nur der Vergangenheit giebt.

Wie der ganze Geist und Charakter eines Jahrhunderts sich treu in seiner Trachtenwelt wiederspiegelt, werden wir in allgemeinen Zügen darzustellen suchen, speziell aber werden wir uns erlauben, über die narrenhaften und frivolen Extravaganzen der Mode ein freies und ungenirtes Wort zu reden. Sollte dabei irgend ein böser Dämon uns etwas in die Feder diktiren, was unter Umständen geeignet sein könnte, uns die Ungnade irgend einer schönen Leserin

zuzuziehen, so bitten wir Diese im Voraus, uns nicht grausam zu sein, sondern uns großmüthig Indemnität zu ertheilen. — Schließlich sagen wir allen Herren, welche uns mit Material unterstützt haben, unsern verbindlichsten Dank.

Schwerin, im Juni 1868.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die Mode und ihre Narrheiten im Allgemeinen.

Die Mode im weitern Sinne begreift alles in sich, was zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort Sitte und Gewohnheit ist, sowohl im Benehmen und im Handeln, als auch in der Art zu wohnen, sich zu kleiden, überhaupt zu leben. Im engern Sinne bezeichnet das Wort Mode die von einer gewissen Zeit abhängige Regel für den herrschenden Anstand in allen Beziehungen des äußern Lebens. Im engsten Sinne gebrauchen wir Mode schlechtweg für Kleidermode, und von ihr ist in Folgendem ausschließlich die Rede. Sie bedeutet uns hier so viel, als Bestimmung der Kleidung durch Reflexion. Hinter dieser Reflexion ist allerdings, so zu sagen, ein Instinkt, ein unbewußtes Gesetz verborgen, welches den Menschen zwingt, ein Kleid zu erfinden und zu tragen, das im großen Ganzen den geistigen und sittlichen Zustand der Zeit kennzeichnet; jede Tracht hat ihren Typus, der eine Epoche hindurch herrscht. Innerhalb dieses

länger herrschenden Typus aber zeigt sich ein sinnloser Kitzel des Wechsels; im Kleinen verändern sich alle einzelnen Formen beständig in kurzen Zwischenräumen. Die Absicht und Reflexion ruht nicht, sondern will stets auf's Neue zeigen, daß sie Schöpferin ihres Werkes ist, und giebt, was sie heute sehr passend erachtet hat, morgen gegen eine Grille wieder auf.

Das leichte Linnen, mit dem sich der Hindu heute noch bedeckt, das Rennthierfell, aus dem der Lappländer seine Kleidung noch in derselben Form bereitet, wie vor hundert Jahren, die Haut des Büffels, Tigers oder Bären, welche dem Indianer als Mantel und Lagerdecke dient, — auf alle diese Dinge läßt sich wegen der Stabilität ihres Gebrauchs der Begriff der Mode nicht anwenden, deren Charakter der Wechsel ist. Es dürfte sich daher auch schwer rechtfertigen lassen, bei den alten Kulturvölkern von Mode zu sprechen. Ihr Modus sich zu kleiden änderte sich während der Zeit ihrer welthistorischen Bedeutung nur wenig; erst als die römische Weltherrschaft in der spätern Kaiserzeit zu sinken begann, trat ein gewisser Wechsel der Moden ein, indem die Gebräuche der besiegten Völker nachgeahmt wurden. Seit jener Zeit blieb die Kleidung der Kulturvölker dem Modewechsel mehr oder minder unterworfen; oft gab darin ein Volk vorzugsweise den Ton an. Heute empfängt die civilisirte Welt die Mode aus Frankreich, Frankreich empfängt sie aus Paris und Paris empfängt sie aus einem seiner Viertel, der Chaussée d'Antin; geht man aber dahin, um die Mode an ihrer Quelle zu belauschen, so sieht man — garnichts, höchstens einige

lockere Damen, einige blasirte Nichtsthuer, einige Schneider und Putzmacherinnen, welche den Gerichtshof bilden, der über das Aeußere der ganzen civilisirten Menschheit entscheidet und jene luftigen, nichtigen Gesetze Tag für Tag ausarbeitet und verbreitet, die nicht sobald erlassen sind, als sie auch schon unbedingt befolgt werden. In Paris ist der unbestreitbare und unbestrittene Herrschersitz der Mode. Von der eifersüchtigen Konkurrenz anderer Länder hätte Frankreich für seine Suprematie vielleicht dann etwas zu fürchten, wenn es sich auf die Dauer zu einer Republik gestaltete; denn die Mode ist durchaus royalistisch gesinnt und verlangt als Centralpunkt, von wo sie am Erfolgreichsten ausströmen kann, den Hof. Was der Beherrscherin Frankreichs zu tragen gefällt, und sollte es noch so bizarr und häßlich sein, ist maßgebend für die schönere Hälfte des Menschengeschlechts. So lange Paris eine Königstadt war, und so lange es eine Kaiserstadt ist, verschmäht selbst das freie republikanische Amerika nicht, mit sklavischem Sinn sich jede Mode frisch gebacken von Paris kommen zu lassen.

Diese Herrschaft Frankreichs datirt hauptsächlich seit dem 17. Jahrhundert, als die Welt sich allmählig von der Tyrannei der spanischen Tracht befreite, welche seit der Erwählung Karl's I. von Spanien zum deutschen Kaiser eingeführt worden war. Während des dreißigjährigen Krieges mußte man, wie es damals hieß, alamodisch gekleidet gehen, wollte man nicht als oldfrenkisch verspottet werden; alamodisch aber war nur der französische Geschmack, welcher nachher unter Ludwig XIV. und Madame Pompadour, wie wir sehen werden, die glänzendsten

Triumphe feierte. Der Hof von Versailles war der Proteus der Mode bis zur Revolution, und seitdem wurde die Mode ein Ungeheuer, das seine eignen Kinder verschlang, ehe man noch recht sehen konnte, was aus ihnen werden würde. Mit der frivolen Weiberherrschaft in Frankreich wurde die Mode ein Weiberwerk und selber frivol. Und wie steht es mit dem 19. Jahrhundert? auch heute hört unsre Damenwelt noch nicht auf, sich von den verrücktesten Einfällen französischer Modistinnen beherrschen zu lassen. Wir sind stolz auf die Freiheitskriege, die uns von französischer Fremdherrschaft erlösten; wir geniren uns aber nicht immerfort ruhig zuzusehen, wie unsre Damen in der Sklaverei der französischen Mode verharren, welche oft danach angethan ist, uns nicht nur in finanzielle Verlegenheit zu bringen, sondern auch sittlich zu entwürdigen. Wir haben in Deutschland angesehene Modezeitungen, die es sich zur ersten Pflicht machen sollten, alles Fremde zu vermeiden, dem soliden deutschen Geschmack Geltung zu verschaffen und einen ehrlichen Freiheitskrieg gegen Frankreich zu führen. Es ist eine bekannte Sache, daß viele der neusten Moden, die wir an Unterröcken, Kleiderbesatz, absurden Hüten ꝛc. wahrnehmen, lediglich von den berüchtigtsten Celebritäten, von den Heldinnen der Pariser Halbwelt herrühren, gleichwohl aber in den Modezeitungen abgebildet und zum drakonischen Gesetz für die ganze schöne Welt erhoben wurden. Wenn unsre gebildeten Damen immer wüßten, aus welchen Quellen ihre neusten Moden hervorgingen, so würden sie wohl oft nicht so eifrig sein, dieselben nachzuahmen, obwohl es freilich notorisch ist, daß

die sogenannte schöne Welt in Paris dies sehr wohl weiß und sich die tonangebenden Exemplare der Halbwelt grade expreß zum Muster nimmt. Schon der berühmte Epigrammatist Logau sagt sehr schön:

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei;
Soll's dann sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Kriecherei!

Der wahrhaft deutsche Mann hält es für unwürdig, die Figur eines französischen Modejournals vorzustellen, und hat auch kein Herz für eine Frau, die jeden Morgen ihre Toilette nach neustem Pariser Geschmack macht. Die eiteln Leute sind gewöhnlich die seichtesten; sie suchen ihre geistige Leerheit, ihre innern Blößen durch Kleiderpracht und Kleiderwechsel zu bedecken. Der Satz „Kleider machen Leute" gehört zu der großen Anzahl von Sprichwörtern, die garnicht oder nur zum Theil wahr sind. Nicht das Kleid macht den Mann, sondern *der Mann macht das Kleid*; was der Schneider im rein materiellen Sinne ist, das ist im moralischen der Mensch überhaupt; und wenn Logau in seinem Epigramm „Fremde Tracht" sagt:

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen,
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen,

so sind diese Verse umgekehrt jedenfalls richtiger, wenn sie sich auch nicht reimen:

Alamode-Sinnen, Alamode-Kleider,
Wie sich's wandelt innen, wandelt sich's auch außen.

Daß unter allen Völkern der Franzose in der Beherrschung der Mode vorangeht, ist erklärlich; sie paßt am

Besten zu seinem Nationalcharakter und ist so recht das Feld seiner Unbeständigkeit und Wandelbarkeit, seiner Sucht nach Extremen; sie bietet unserm lieben Nachbar Gelegenheit, seine ästhetische Bedeutung zu zeigen und dient ihm zum Gängelband, woran er seit Jahrhunderten alle Völker nachschleppt. Von der Schnürbrust bis zum griechischen Hemdkleide, vom kurzgeschorenen Kopf bis zur Allongenperrücke, vom Trikot bis zur Stoffverschwendung des Reifrocks, vom Schwalbenschwanz bis zum Sackrock, alle Extreme sammt Uebergängen sind wir nachzuahmen Affen genug gewesen. Gänz uneingedenk freilich dürfen wir hier auch der Engländer nicht sein. Bekanntlich wird unter allen Zonen den Vorschriften der Londoner Schneider mit ähnlicher Bereitwilligkeit gehorsamt, wie denen der Pariser Modistinnen. Beide besitzen ihre eigenen Thorheiten, ihre eigenen Anhänger und ihre eigenen kontrastirenden Systeme.

Hinsichtlich des französischen Wortes „mode“, welches bei den Engländern, Dänen, Holländern, Deutschen und andern Nationen mit der Waare zugleich importirt zu sein scheint, haben es sich mehrere Etymologen sauer werden lassen, um ausfindig zu machen, aus welchem Lande jene Schachtel der Pandora, die schon so viel Unheil angestiftet hat, ursprünglich gekommen sei. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die erste Veranlassung zum Wort Mode das lateinische „modus“ gegeben hat, wenn man sich auch nicht verhehlen darf, daß keine einzige der vielen Bedeutungen von modus dasjenige ausdrückt, was die Pariser Coiffeuse z. B. unter ihrem Bonnet à la mode versteht. Daß die Mode aber trotz ihrer Abstammung von modus weiblich

ist, versteht sich wohl von selbst, da für sie dasselbe gilt, was ein alter Dichter vom Weibe ausgesprochen: Varium et mutabile semper femina. Hoffentlich versteht meine schöne Leserin kein Latein.

Wenn es auch unter den gelben, rothen, schwarzen und selbst weißen Menschen noch unermeßlich viele giebt, die noch nie einen Filz- oder Seidenplüschhut auf den Kopf gesetzt haben, denen die Anmuth der Pantalons mit Strippen noch unbekannt ist und die sich doch kraft der Kleider, die sie tragen oder auch derer, die sie nicht tragen, ganz hübsch finden, so verbreiten sich doch allmählig unsre antipittoresken Trachten nach dem Vorgange großer Seuchen, wie Pest, Cholera ꝛc. fast über den ganzen Erdball. Täglich bringen Schiffe nach den entferntesten Ufern des Ozeans Kisten und Ballen, um die Infektion zu verbreiten. Schon giebt es auf Erden kein Winkelchen mehr, wo man nicht irgend welche Spuren oder wenigstens Anläufe zur europäischen Tracht fände. Mitten in den wildesten Gegenden Nordamerika's lassen Reisende moderne Kleidungsstücke unter den Eingeborenen zurück, und mancher mächtige Beherrscher des stillen Meeres bekleidet sich bei feierlichen Gelegenheiten mit einem alten Filz oder einem Paar Schmierstiefeln, die früher einmal durch eine europäische Expedition in jene Gegend gelangten, und zwar ohne das Gelächter seiner Unterthanen zu erregen, während uns der Häuptling tollhäuslerisch vorkommen und der schroffe Kontrast seines sonstigen Habitus mit dem civilisirten Kleidungsstück zum Lachen reizen würde. Die Vorliebe und Verehrung der Wilden aber für die europäische Tracht ist bekannt.

Uebrigens sind wir wohl hinsichtlich unsrer Kleider, nicht aber hinsichtlich unsrer Frisur und übrigen Ausschmückung so gar gewaltig von den Wilden unterschieden. Es ist eine Verleumdung, daß der gegenwärtig sich so hoher Gunst erfreuende Chignon das bloße Geschöpf eines bizarren Einfalls unsrer Damenwelt sei. Derselbe hat seinen Vorgänger und zwar — wir bitten um Entschuldigung — bei den afrikanischen Schönen. Wie der Reisende du Chaillu über die nördlich vom Aequator wohnenden Schwarzen berichtet, gehört dort zu den Requisiten vollendeter Schönheit neben einem mit Einschnitten versehenen Gesicht und einem der Vorderzähne beraubten Mund auch ein ansehnlicher Chignon, der einen unverkürzten Haarwuchs von mindestens 12 Jahren erfordert. Wenn nun auch die Gesichtseinschnitte und zahnlosen Munde sich mit unsern Begriffen von Schönheit bis jetzt nicht haben in Einklang bringen lassen, so mögen es mir doch die europäischen Schönen nicht übel nehmen, daß sie dafür den Haarsack recht gründlich von ihren schwarzen Schwestern adoptirt haben. Auch rücksichtlich ihrer Lust an Tändeleien, an Schmelzwerk, bunten Farben und seltsamen Gewohnheiten haben unsre eleganten Damen wenig vor den Frauen der Wilden voraus. Zerfleischen sie auch ihre Nasenwand nicht, so durchlöchern sie doch ihre Ohrläppchen, und sie schnüren sich Taille und Füße zusammen, wenn jene sich die Nase plattquetschen oder die Stirn eindrücken. Ganz wie die Wilden putzen wir uns mit Blumen, Blättern, Fellen, Federn, Muscheln, Perlen, Metallen, Glasstücken rc., nur mit dem Unterschied, daß jene solche Gegenstände mehr in

natürlichem Zustand, und wir mehr oder minder durch Anwendung der Kunst umgeformt tragen, und ob die künstliche Umformung allemal geschmackvoller ist, als die Natur, steht noch dahin. Ringe, Armbänder und andres Geschmeide von allen möglichen Stoffen und Formen sind bei allen Völkern der Erde Mode; denn die Menschen im tropischen Klima leben wohl ohne Kleidung, niemals aber ohne Schmuck; die Australier und die Einwohner amerikanischer Urwälder sind mit nichts als einigen Ringen und Federn bekleidet. Und von diesem Kostüm waren die elegantesten Pariserinnen z. B. zur Zeit des Direktoriums nicht gar weit entfernt. Sie zogen Schuhe und Strümpfe aus und legten Sandalen an, sie trugen nicht nur dreifache Armbänder an den ganz bloßen Armen, sondern auch Ringe an jeder Zehe und an den Fußknöcheln, ganz wie die eingeborenen Damen in Hindostan oder in Algier. Man nahm antike Statuen zum Muster und kleidete sich ähnlich wie heute die amerikanische Miß Adah Menken im Theater Gaité zu Paris, wenn sie sich à la Mazeppa auf ein wildes Roß binden läßt, oder wie die rothhaarige Lorette Cora Pearl in der Opéra comique, wenn sie vor einem prinzlichen Gönner den Cancan tanzt.

Gerade auf der Scheide des vorigen und jetzigen Jahrhunderts überstieg mitten in einem civilisirten Staat die göttliche Nacktheit alles bisher Dagewesene. Jener auf der Höhe der Revolution sich bewegende Frauenpöbel, den wir heute demi-monde nennen, erschien in seidenen fleischfarbenen Trikotpantalons mit Lilazwickeln und Kniebändern, und darüber mit einer Chemise, die bloß durch ein Paar schmale

Bänder auf den nackten Schultern hing und die Oberhälfte des Körpers völlig frei ließ; der ganze wie aus Luft gewebte Anzug wog kaum 16 Loth. Das war nun freilich das Extrem, aber die Menge der modischen Pariserinnen näherte sich doch demselben, und in den Modejournalen jener Zeit fand man keine Griechinnen und Römerinnen mehr, sondern Gestalten, deren Kostüm weit eher die Bezeichnung à la sauvage, als à la Grecque verdiente; und solche Moden blieben nicht auf Frankreich beschränkt, wenn man auch in Deutschland und England im Ganzen mehr die Griechinnen als die Wilden zum Muster nahm. So schrieb man im Winter 1802 aus Frankfurt a. M., daß dort alle Damen in die Griechheit getaucht seien, wie Achylles in den Styx, und von den klugen Berlinerinnen erzählt uns die Geschichte, daß sie die Nuditäten durch Anwendung von Trikot einigermaßen mit den klimatischen Verhältnissen ihrer Heimath in Einklang zu bringen suchten.

Schon im 17. Jahrhundert spricht der plattdeutsche Dichter und Satyriker Hans Wilmsen Lauremberg aus Rostock vom bösen Modekrevet, und meint, daß die Mode oft wie ein Krebs (natürlich die Krankheit, nicht das Thier) das Zeug vom Leibe fresse, bis der Mensch fast ganz nackt gehe. In seinem Scherzgedicht „Van almodischer Klederdracht" heißt es V. 275—296:

— — — de mode is als de böse krevet,
Wen de erst ümme sik her to freten anhevet,
So gript he immer fort und verteret al to hope;
Wat ümme und bi em is, dat blift alles im lope.
De modekrevet heft al stive üm sik gefreten,

Der männer underbaert heft he al wech gebeten;
Twe klene knevelkens sitten noch under der nesen,
Sönst wüste man nicht, dat it ein man scholde wesen.
De fruwenhuve heft ok gehat kein beter glück,
Darvan is al verteert dat grötste und beste stück,
Dre stremelkens sind dar noch, dat men se sehn kan nowe.
De schöte sind bald wech, darto de halve mowe;
De is al upgeteert bet schir an den elbagen.
Wil he so faren fort de kleder wech to gnagen,
So werde gi gewis befinden, dat in körten
He ok upfreten werd dat hemde sampt den schörten
Und werd nichtes van klebern nalaten noch sparen.
Alles werd he verteeren mit huet und mit haren.
So möte wi wol de Indianer naapen
Und gahn, als uns de leve Gott heft geschapen.
Wen ik dat liker scholde sehn, so würd ik mi
Krank und to barsten lachen, hi hi hi.

Die Sittlichkeit der Mode kehrt sich wenig an die fortschreitende Civilisation, wir finden vielmehr, daß dieselben Absurditäten und Narrheiten sich Jahrhunderte hindurch ungeschwächt erhalten, und daß gewisse Gebräuche Völkern gemeinsam sind, die auf der verschiedensten Kulturstufe stehen. So existirt die Durchbohrung und Verzierung der Ohrläppchen bei den Indianern, den Eskimos und den Negern so gut als in der Südsee, im Kaukasus und in Europa zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag. Es scheint uns fast, als wenn wir uns mit der zunehmenden Kultur immer weiter von der Natur wegverirrten und uns abenteuerlicher entstellten, als die verkehrtesten Völker der Vorzeit es gethan. Von dem Feigenblatt Eva's bis zum

Salonschmuck einer Pariserin im Jahre 1867 post Christum natum ist ein weiter Weg. Seitdem der Sündenfall in die Welt gekommen, duldet sich der Sünder nicht mehr so, wie sein Schöpfer ihn geschaffen, sondern stellt sich nach einem neuen Schnitt und nach seiner eigenen Idee in einer Gestalt dar, die von der ursprünglichen oft erheblich abweicht. Kaum geboren, müssen wir es uns gefallen lassen, gleich einer ägyptischen Mumie in Ellen von Bandagen eingeschnürt zu werden, und als Wickelkind mit dem Lutschbeutel die erste Karikatur in unserm Leben zu spielen. Später fällt es uns nicht schwer, aus freien Stücken die Komödie fortzusetzen, indem wir selber uns mit Ballen von Leinen, Wolle, Tuch 2c. umwickeln und unsern Leib zu einer Puppe gestalten, die oft die lächerlichste Parodie auf die natürliche Menschengestalt bildet. Wenn ein Bewohner des Saturn zufällig auf unserm Planeten landete und die wirkliche Gestalt des Erdenkindes nach der äußern Form seiner Kleidungsstücke beurtheilen sollte, so würde er den seltsamsten und drolligsten Mißgriffen ausgesetzt sein. Vermögen wir doch selber manchen, der uns seit langen Jahren bekannt ist, kaum wieder zu erkennen, sobald er sich uns einmal in puris naturalibus präsentirt, und einigen meiner lieben Leser mag wohl noch jenes Bild aus den „Fliegenden Blättern“ in Erinnerung sein, wo eine ganze höhere Töchterpension angstvoll aufschreit und entsetzt nach allen Richtungen flüchtet, als Nachts die ältliche Gouvernante ohne ihre kunstvolle Toilette erscheint.

Beide Geschlechter suchen durch ihre Bekleidungsweise entweder einen größern oder einen geringern Raum

einzunehmen, als die Natur ihnen angewiesen hat. Schon bei den Wilden bemerken wir den Hang, die Figur mittelst hoher Kopfputze zu vergrößern; und bei den gebildeten Nationen wird in gleicher Weise sowohl die Verengerung wie die Erweiterung der Formen zu einer Kunst und Wissenschaft, die man mit emsigem Fleiße treibt. Man spannt den einen Theil aus und preßt den andern zusammen, man schnürt auf der einen Seite das ein, was man an der andern dehnt, ausstopft und unterfüttert; man bringt da Erhöhungen an, wo Vertiefungen sind und zeigt da Leere, wo Fülle vorhanden ist, um nur nichts so zu lassen, wie die Natur es schuf. An der weiblichen Kleidung hat die Tendenz zur Erweiterung den Reifrock hervorgerufen, die Tendenz zur Einengung aber jene unschöne und unheilvolle Erfindung der Schnürbrust herbeigeführt, die für manches junge und blühende Leben den Keim des Todes pflanzte und eine andre Generation schon vor der Geburt verkümmerte. Unter Ludwig XIV. verlangte der Schönheitssinn des menschlichen Auges neben andern Absurditäten die Wespentaille, die der vornehmen Dame nicht tief und nicht eng genug werden konnte, während vordem die Taille hoch unter Brust und Achseln gegangen war. Man wollte einem Insekt so ähnlich als möglich sehen, welches in der Körpermitte einen Einschnitt hat und von dort aus nach beiden Enden zu breiter wird. Will man lieber die Gestalt der Schnürbrust mit einem auf der Spitze stehenden Kegel oder Trichter vergleichen, so hatte die Dame, welche darin steckte, fast genau die Form einer Sanduhr; sie mußte so steif und gerade einherschreiten, als wäre sie aus

Holz geschnitzt gewesen. Was blieb überhaupt von weiblicher Grazie und Anmuth übrig, wenn der Busen von unten herauf wie ein Brett plattgedrückt ward oder die untere Spitze des sogenannten Blankscheits wie ein Schnabel die Kleider in die Höhe hielt? Keines der herrlichsten Muster weiblicher Schönheit, die vom Altertum auf uns gekommen sind, zeigt daher auch nur eine leise Annäherung an eine solche durch festes Einschnüren erzwungene Taille. Wenn die Australneger ihre Brust zerhacken und zerschneiden, die Neu-Seeländer ihre ganze Hautoberfläche tättowiren, die Botokuden Ringe, Stifte und Klötze in ihren Nasen, Ohren und Lippen tragen, oder die Chinesen ihre Füße verunstalten, so sind alle diese Narrheiten der Art, daß sie an der Skala eines Morometers, d. h. Narrheitsmessers, wenn es einen solchen gäbe, nur um wenige Grade höher stehen würden, als unsre Narrheit des Verschnürens der Leiber.

Wer Genaueres zu erfahren wünscht, wie die Schnürbrust den Athmungsprozeß, den Blutlauf, die Verdauung und die Blutreinigung in der Leber stört, möge Professor Bock's populäre Aufsätze in der „Gartenlaube" lesen. Man sollte glauben, solche verderbliche Mode könne nicht von langer Dauer sein; indessen konnte sie bis heute noch nicht von der Vernunft oder dem ästhetischen Sinn der modernen Welt überwunden werden. Vielmehr ist das jetzige Korset als die Grundlage für den weiblichen Anzug, an der die meisten übrigen Kleidungsstücke befestigt sind, und von welcher größtentheils Form und Aussehn des ganzen Anzugs abhängt, garnicht mehr zu entbehren; dann muß

dasselbe aber wenigstens aus elastischem Stoff und ohne Einlage fester Stäbe gemacht sein, damit es sich vollkommen den Umrissen des Rumpfes anschmiegt und dessen natürliche Form nicht beeinträchtigt.

Auch die heutige männliche Tracht läßt die eigentlichen Körperformen fast garnicht hervortreten; Rock, Frack, Weste, Beinkleid zwängen den Körper vermöge ihres Schnitts, ihrer Näthe, Wülste rc. in Formen, die eine Karikatur des schönlinigen menschlichen Körpers bilden. Wir gehen eigentlich in lauter zusammengesetzten Säcken. An den langen Hosen octroyirt uns der Schneider falsche Falten, denen an der Körperform nichts entspricht. Das Spottgebilde des Fracks würde für die Affen ganz passend sein, falls sie sich überhaupt kleideten; warum aber wird uns ein gänzlich unmotivirter Schwanz angehängt? vielleicht ist derselbe nur für die prosaischen Taschen geschaffen, die das Mittelalter viel ästhetischer als besonderes Anhängsel an zierlichen Riemchen oder Kettchen führte. Verlassen wir aber den Standpunkt der Aesthetik, so müssen wir allerdings anerkennen, daß der Frack sehr nützlich ist, insofern er nämlich das Bedürfniß, für Alltage und für festliche Gelegenheiten verschiedene Kleider zu besitzen, auf die billigste Weise befriedigt; denn hört man auf, die Festkleider als solche durch den Schnitt zu bezeichnen, so werden wieder Goldstickerei, Pelzverbrämung und andrer Luxus zur Unterscheidung dienen müssen.

Wenn beim männlichen Geschlecht das Streben nach Erweiterung die Pluderhosen des 16. Jahrhunderts hervorrief, so schuf dagegen das Streben nach Einpressung die

Kravatte, Halsbinde und Vatermörder, lauter Erfindungen, die den Menschen verhindern, den Hals zu drehen und nach allen Richtungen frei um sich zu schauen; er soll nur gradeaus blicken auf die Dinge, auf die er gewissermaßen hingestoßen wird, ähnlich dem Droschkenpferd mit Scheuklappen, welches auch seine seitliche Umgebung nicht sehen darf. Die steife Halsbinde, die jetzt glücklicher Weise im Aussterben begriffen ist, war früher so recht das Symbol der menschlichen Maschinen, nämlich der subalternen Büreaukraten und der reglementsmäßig dressirten Soldaten. Auch der Rockkragen genirt uns zuweilen. In der barocken Perrückenzeit, wo der Kopf täglich stundenlang gemartert wurde und immer peinlich geschont werden mußte, damit nichts an ihm in Unordnung geriethe, konnte derselbe dennoch sich freier bewegen, als in neuerer Zeit, wo die Mode zuweilen einen Rockkragen verlangt, der schwerfällig wie ein Pferdekummet im Nacken liegt.

Unsre Gürtel, Schnallen, Hosenträger, Strippen, Strumpfbänder ꝛc. sind drückende Fesseln für die freie Bewegung; aber ohne Murren und mit Todesverachtung stürzen wir uns in diese Sklaverei. Der Körper muß sich schon früh an die Fugen, in die er hineingetrieben wird, gewöhnen, und er thut es auch; es ist sogar erstaunlich, was er in dieser Art auszuhalten lernt und geduldig erträgt. Je besser man angezogen ist, um so schlechter kann man athmen, verdauen, gehen, stehen oder sitzen. Der deutsche Professor in Schlafrock und Pantoffeln ist ein Bild des Wohlseins und der Gemüthlichkeit; der antichambrirende Höfling aber mit steifer Kravatte, Vatermördern,

Manchetten, Handschuhen, Frack und engen Pantalons zeigt vielleicht auch eine süßlächelnde Miene, befindet sich jedoch innerlich sehr mittelmäßig. Die vielen Uebelkeiten und Unpäßlichkeiten, ja die dauernden kleinen Leiden, welche die Forderungen des Anzugs nach sich ziehen, bilden in der Geschichte des menschlichen Lebens ein umfangreiches Kapitel, und sie dürften einen Platz in der Weltgeschichte beanspruchen wegen der beklagenswerthen Einflüsse, die sie auf die Geschicke der Völker üben.

Man könnte glauben, wenn unsre Kleidung auch der Entwickelung des Körpers und der Freiheit seiner Bewegungen ungünstig wäre, so würde sie doch sicher dem Klima Rechnung tragen; auch das ist eitler Aberglaube, diese Hauptbedingung einer vernünftigen Kleidungsweise wird erst recht nicht erfüllt. Nach dem leichten und luftigen Anzug unsrer Damen würden wir oft annehmen, in der heißen Zone zu leben, wenn nicht andre gleichzeitige Beobachtungen uns sehr vernehmlich daran erinnerten, daß unser irdisches Dasein sich auf dem 52. ° nördlicher Breite befände. Sieht man bei 10 ° Réaumür unter dem Gefrierpunkt die elegante Balldame mit bloßen Armen und einer sanitätspolizeiwidrig dekolletirten Büste, so bekommt man unwillkürlich das unheimliche Gefühl, als möchte man sich über die eigene Gänsehaut noch einen warmen Flauschrock ziehen. Betrachtet man nun gar die ungeheuren Schleppen, so sollte man nicht wähnen, daß auf der Erde dann und wann nasse Niederschläge vorkämen, sondern daß die Straßen der Stadt von der Polizei gerade so rein, glatt und trocken wie Salonfußböden gehalten würden. Mit

sechs Ellen des kostbarsten Stoffs fegt man den Gassenkehricht zusammen, wirbelt den Staub auf, schleppt im Wege liegende Reiser, Strohbündel, dürre Baumäste stundenlang mit und läßt sich schließlich mehrere Handbreit vom Schweife abreißen, und zwar nicht etwa durch den kräftigen Auftritt eines Bauerlümmels, sondern durch den 'faux pas eines galanten Kavaliers; denn auch dem gewandtesten der Menschen ist es doch nicht unter allen Umständen möglich, jenem bösen Verhängniß zu entgehen. Der unglückliche Missethäter entschuldigt sich, so gut es gehen will; die gnädige Frau vermag es über sich, freundlich zu lächeln, als ob nichts passirt wäre, und erst zu Hause bricht das Ungewitter über den gänzlich unschuldigen nichts Böses ahnenden Ehegatten los.

Das gegenwärtige Ballkostüm der Damen scheint nur erfunden zu sein, um selbst den graziösesten Tänzer als Hans Ungeschickt erscheinen zu lassen und die ohnehin schon abnehmende Tanzleidenschaft der Männer noch mehr zu dämpfen. Lange Schleppkleider von einem so dünnen Stoff, daß er aus Luft gewebt zu sein scheint, daran ein schwerer Blumenaufputz befestigt, auf dem Kopf Frisuren, die jeder rascheren Bewegung nachgeben, und dazu die Musik oft in einem Tempo, als sollte man mit Bacchantinnen in trunkenem Wahnsinn tanzen — unter solchen Verhältnissen erfordert das Tanzen in der That, wie jeder einsehen wird, eine außergewöhnliche Besonnenheit und Gewandtheit von Seiten des Herrn, wenn er nicht nur seine eigene Aufgabe erfüllen, sondern auch noch die Schöne an seinem Arm vor allen möglichen Unfällen bewahren soll. Der tanzenden

Dame selber bleibt zuweilen nichts weiter übrig, als ihren langen Kleiderschweif wie ein Packet unter den Arm zu nehmen und sich mit dieser Last im Kreise umherzudrehen. Dem Fabrikanten und Modewaarenhändler wird das Herz im Leibe lachen, wenn er die weithinschleppende Wolke von Gewändern sieht, die von der Taille herab den Körper der heutigen Damenwelt umgiebt; wer aber sein Auge an den unübertrefflichen Marmorstatuen griechischer Kunst, ihrer klassischen Gewandung und Haartracht gebildet hat, mag am modernen Geschmack des schönen Geschlechts verzweifeln.

Die nachlässig-koketten Frisuren der Damen machen den Eindruck, als wären sie halb in Auflösung begriffen; ein unter dem Chignon herabhängender, mit Blumen umwundener Zopf sieht so aus, als wäre er eben erst vom Kopf herabgestürzt, und die enorm langen, lose gewundenen Locken, die nach vorn über die Schultern fallen, erwecken den Schein, als wäre die Toilette plötzlich unterbrochen worden und unvollendet geblieben. Nonchalant und luftig gleiten die weiblichen Gestalten durch den Ballsaal wie Shakespeare's Ophelia, und man ist bei ihrem Vorüberschreiten versucht, die Hand auszustrecken, um Rosmarin und Stiefmütterchen in Empfang zu nehmen. Nur sollten die Opheliagestalten nicht lachen oder gar tanzen, denn dann verschwindet die Vision, und man erblickt nur noch eine Dame, der man behülflich sein möchte, ihre Coiffüre zu vollenden oder wiederherzustellen. Die lang herabfallenden Locken erinnern auch an jene unverstandenen Träumerinnen, die nach unmöglichen Idealen sehnsuchtsvoll suchen, sie aber niemals finden und schwermüthig dahinschmachten;

es nehmen sich diese Schmachtlocken oft zu Anfang des Balls sehr verführerisch aus, gestalten sich aber im Verlauf desselben mehr und mehr zu einem wüsten Chaos.

Der Kopfputz ist ein Artikel, welcher für sich allein die ernste Prüfung der Naturforscher, Aerzte und Philosophen erfordern dürfte; über die Beziehungen der Damenhüte zum Klima, zur Gesundheit, zur Bequemlichkeit, zur Logik, zur ästhetischen Schönheit, zur Menschenwürde 2c. könnte man ein langes, anziehendes Kapitel schreiben. Wenn man die Kopfbedeckung im Allgemeinen für ein Schutzmittel gegen Wind und Wetter halten sollte, so würde man sich wiederum in einem sehr naiven Irrtum befinden; denn der Hut bedeckt oft nur das Haarnetz oder liegt als umgestürzter Dessert-Teller flach auf dem Scheitel, oder reduzirt sich auf zwei Strohhalme, die zwischen den Haarflechten festgesteckt werden. Zu andern Zeiten wieder haben die Hüte einen immensen Umfang, und auf ihnen thront ein parfümirtes Bouquet, ein Fruchtkorb oder ein indianisches Vogelnest. Im Jahr 1782 trug man sogar, wie die Memoiren der Baronin von Oberkirch erwähnen, kleine, flache, der Form des Kopfes angepaßte Fläschchen, die etwas Wasser enthielten, um damit das in der Coiffüre befindliche Bouquet natürlicher Blumen anzufeuchten und frisch zu erhalten. Das glückte zwar nicht immer, aber wenn der Zweck erreicht wurde, so war es, wie die Baronin meint, allerliebst anzusehen. Der Frühling auf dem Kopfe mitten im Schnee des Puders brachte eine unvergleichliche Wirkung hervor.

Es mag hübsch und kleidlich sein, auf Sommerhüten

seine Moosrosenknospen und Ephenblätter zu tragen; wenn aber Aepfel, Birnen, Kartoffeln, Kohlköpfe, gelbe Rüben und andere schwere Frucht= und Gemüsebüschel oder gar ganze gefüllte Blumentöpfe auf den Damenköpfen wachsen, so ließe sich dies freilich in gewissem Sinne als Rückkehr zur einfachen Natur betrachten, allein solcher Naturschmuck ist häßlich, wenn er auch immerhin zu Zeiten — Mode ist. Vom Pflanzenreich steigen wir zum Thierreich aufwärts. Der Mensch nahm den Fischen ihre Schuppen, den Vögeln ihr Gefieder, den Säugethieren ihre Felle und gestaltete sich auf Kosten der Thiere selbst zum seltsamsten Thier von allen. Das mag im Allgemeinen klug und gut, selbst nothwendig sein; allein einzelne Thiertheile tragen gewöhnlich nicht zur Veredelung der Menschenformen bei. Nur um uns den Teufel recht häßlich vorzustellen, versehen wir unwillkürlich seine sonst menschliche Gestalt mit so vielen thierischen Attributen, als da sind die Bockshörner, die Klauen, der gespaltene Schlangenschweif, der eine Pferdefuß, endlich die Hahnenfeder auf dem Hut und die beiden Raben. Heute freilich hat die Kultur, die alle Welt beleckt, auch auf den Teufel sich erstreckt; seine Attribute verschwinden und er bedient sich, wie mancher junge Mann, falscher Waden. Die Flügel der Engel dienen als Ausdruck ihrer geistigen, ätherischen, idealen Natur; an den Seraphim erscheint sogar nur der Kopf, von sechs Flügeln umgeben. Als Attribute der Narren werden wir im zweiten Kapitel die Eselsohren, den Hahnenkamm und den Fuchsschwanz genauer besprechen. Die Adlerskrallen, welche unsre Stutzer sich an den Fingern wachsen lassen, sind

nach meinem Geschmack eine eminent häßliche Mode; die Natur will uns keine Waffe zum Kratzen verleihen, wir sollen unsre Feinde nicht raubvogelähnlich packen noch blutig zerreißen. Für den vernunftbegabten Menschen sind, um es kurz zu sagen, Flügel, Federn, Schwänze, Hörner, Kämme, Krallen und andre Thiertheile, so wie deren künstliche Nachahmungen als Schmuckgegenstände allemal häßlich, wenn nicht komisch, und eigentlich nur dann erlaubt, wenn sie zu dem Träger in einiger Beziehung stehen. Die Sporen, die wir dem Hahn entlehnt haben, mag ein Stallmeister oder Offizier mit Recht tragen, auch wenn er zu Fuß geht; wenn aber Leute, welche selten oder nie ein Pferd besteigen, mit klingenden Sporen über die Straße gehen, so macht dies einen narrenhaften Eindruck; es gab freilich eine Zeit, wo selbst Kanzlisten, ohne jemals mit den Akten in die Registratur zu reiten, sich diese Renommage erlaubten. Der Tyroler Schütze, welcher frei und keck in die Welt schauend im Arm den Stutzen trägt und am breitrandigen, spitzen Hut den Gemsbart, ist eine sehr stattliche und malerische Erscheinung; auch der Falke und die Auer= oder Birkhahnfeder zieren in der That den geschickten Jäger; wenn aber Damen sich Elsternfittige und Pfauenschweife aufstecken oder sich ausgestopfte Papageien aufs Haupt setzen, so ist das wohl keine Zierde mehr, sondern nur zeitweilig — Mode. Die Damen werden selber nicht wünschen, mit den genannten Vogelarten in irgend welche geistige Beziehung gebracht zu werden.

Der Grundsatz: „Je exzentrischer der Hut, desto zweideutiger die Dame“, mag etwas Richtiges haben, mag

vielleicht für alle Theile des Anzugs seine Anwendung finden dürfen; allein wenn das Exzentrische nur wirklich Mode ist, so wird dasselbe auch von der Sprödesten in verhältnißmäßig kurzer Zeit angenommen. Nach einigem Sträuben schiebt man das Schamgefühl ein Weilchen bei Seite, und Rücksichten der Decenz, welche gestern noch existirten, giebt es vielleicht schon morgen nicht mehr. Galt es doch vor der Herrschaft der Crinoline für anständig, in Staub und Regen das Oberkleid sammt allen Unterkleidern hoch aufgeschürzt zu tragen; es war das ländlich-sittlich und bot selbst der Prüderie kaum den geringsten Anstoß, weil es eben — Mode war, und dieser Tyrannin beugt sich alles, vom Kaiser und der Kaiserin bis zum Hausknecht und Dienstmädchen. Die Mode hat sich zu einem Ansehn emporgeschwungen, dem selbst die männlichsten Gefühle und die verständigsten Ansichten kaum zu trotzen wagen. Was im Anfang noch so abscheulich und lächerlich erscheint, drückt sich in einem sehr kurzen Zeitraum durch, und gilt dann für schön, ja für unentbehrlich zu einem sogenannten nobeln Aussehn. Nichts ist so geschmacklos, daß es nicht in Mode kommen könnte, und fast kein Mensch ist so vernünftig, daß er nicht einmal die unvernünftigste Mode mitmachen sollte. Millionen der gebildetsten Europäer tragen kein Bedenken, rasch die häßlichste Tracht nachzuahmen; die Mode hat schon ganze Völker zu Thorheiten verleitet, wie sie kaum der Wahnsinn hätte erdenken können, und hat ihnen Geldsummen entzogen, die wahrlich einer bessern Sache werth gewesen wären. Der Geschmack findet Schellen und Schnabelschuhe, das

Aussehn eines Mönchs und eines Harlekins, einer antiken Göttin und einer Hottentotten-Schönheit, Trikot und Tunika, Schnürbrust und Reifrock, Schleppen und Fontangen, Nuditäten und künstliche Difformitäten, Püffe, Wülste, Zatteln, Schlitze, alles zu seiner Zeit wunderschön. Fast jedes Zeitalter weis't Ausgeburten der Mode nach; hatte doch selbst die durchschnittlich ernste und einfache Tracht der Reformationszeit in der Pluderhose ihre verwilderte und phantastische Karikatur neben sich und gerade unsrer so weise sein wollenden Zeit wird jeden Augenblick von irgend einer Mode ad oculos demonstrirt, wie albern sie trotz ihrer Weisheit ist.

Man könnte glauben, daß in dem freien Amerika die Mode nicht so sehr im Stande wäre, ihre Tyrannei zu üben, und doch ist sie nirgends in der Welt unwiderstehlicher, als gerade hier. Mit Blitzesschnelle, so zu sagen, dringen bei der fortwährenden Völkerwanderung, die von Süden nach Norden und zurück, mehr aber noch von Osten nach Westen stattfindet, die absurdesten Moden in die entferntesten Winkel des Landes, und kaum sind die ersten falschen Waden oder künstlichen Locken auf dem Broadway in New-York erschienen, so werden auch schon ungeheure Ladungen jener wunderlichen Artikel nach dem fernsten Westen geschifft. Eine neue Maschine, ein neuer Roman, ein neues Kleidungsstück, oder was immer Neues sonst im Osten auftaucht, ist sicherlich nach 6 bis 8 Wochen in allen Kaufläden von Nebraska oder Neu-Mexiko zu finden. Werden Bärte in Boston getragen, so läßt der letzte Hinterwäldler alsbald seinen Bart stehen; und finden es die

Yankee=Damen für gut und vornehm, nur zwei Kinder zu bekommen, so bestrebt sich alsbald die ganze vornehme Frauenwelt in den Vereinigten Staaten, ihrem östlichen Vorbild nachzukommen. Wir lassen das Wie hier natürlich mit einem dichten Schleier bedeckt; daß aber z. B. in Massachusetts die angelsächsische Dame das Aufziehen vieler Kinder für gemein hält, ist leider eine statistisch bewiesene Thatsache, die ernstlich zu denken giebt.

Der moralische Zwang, eine Mode mitzumachen, herrscht selbst unter den Wilden, die, wie uns Reisende berichten, sich den Gesetzen der grausamsten und schmerzhaftesten Moden blindlings unterwerfen. Die Regerinnen des Stammes Manyanjas im Innern Afrika's, die auf höchst vollkommene Schönheit Anspruch machen, tragen freilich bis jetzt noch keine — Crinoline, haben dafür aber ein anderes Mittel erdacht, ihren Reizen eine höhere Entwickelung zu geben. Sie erheben zu diesem Zweck ihre Oberlippe zwei Zoll hoch über die Nase und rasiren ihren schwarzen Kopf sorgfältig glatt. De gustibus non est disputandum. Man denke sich eine Glatze und eine dicke rothe Lippe, die auf einer ganz platten Nase liegend einem gräulichen Auswuchs gleicht. Doch die Begriffe von Schönheit sind relativer Natur; die Damen jenes Stammes nehmen diese Mode unbedingt an und kokettiren mit einem Gesichte, dessen erster Anblick, wie Livingstone meldet, auf die Missionäre derartig wirkte, daß sie sämmtlich die Flucht ergriffen.

Was überhaupt guter Geschmack ist, darüber läßt sich wohl schwer eine klare und völlig genügende Definition

geben. Der Russe findet gewisse Dinge hübsch, die der Engländer geradezu abscheulich findet; und solche Verschiedenheit der Ansichten zweier Nationen erstreckt sich nicht nur auf äußere Gegenstände, wie die Kleidung, sondern auch auf die Sitten, Manieren und das ganze soziale Leben. Der auf gesellschaftlichen Formen und Konvenienzen beruhende Anstand ist auch nichts weiter, als Geschmackssache. Wohl giebt es einen Anstands- und Höflichkeitskodex, dessen Gesetze in der gebildeten Gesellschaft aller Länder ziemlich allgemein als gültig anerkannt und befolgt werden; allein dieser Kodex enthält zugleich sehr viele Punkte, über welche die Nationen nicht einig sind, und es dürfte ebenso schwierig sein, sich über den Begriff von Anstand, als über den von Geschmack vollkommen zu verständigen. Warum findet der Franzose es unanständig, daß ein junges Mädchen allein mit einem jungen Mann spazieren geht oder reitet, ja sogar ihn zu Hause empfängt, während der Engländer das ganz natürlich und schicklich findet? Warum findet es der Engländer wieder ganz unanständig, daß die französische Dame in ihrem Schlafzimmer Visiten empfängt, während die Französin die englische Ansicht, das Schlafzimmer der Hausfrau als ein sanctum sanctorum zu betrachten, für eine affektirte pruderie de très mauvais goût erklärt? Ein französisches Mädchen würde den Vorschlag ihres Bräutigams, sie vor der Trauung zu dutzen, mit Erröthen, die Bitte um einen Kuß mit Entsetzen von sich weisen, während ein englisches und ein deutsches Mädchen diese Licenzen als ganz natürlich und als der Lage der Dinge entsprechend betrachten

und annehmen. Eine Französin, verheirathet oder nicht, welche nach Deutschland kommt, findet es im höchsten Grade anstößig, ihre Kleider, wie es bei uns in vielen Städten Sitte ist, von einem Schneider und nicht von einer Schneiderin machen zu lassen. Dagegen bedient sie sich in ihrer Sprache und Ausdrucksweise einer Freiheit, die den Deutschen frappirt und die von einer zarten Miß als quite shocking verdammt wird. Es genirt die Französin nicht im Mindesten, die Worte jambe, bas, chemise ꝛc. auszusprechen, während die Engländerin in ihrer Sprache so züchtig oder auch so spröde ist, daß sie statt des Wortes leg lieber ancle gebraucht, und von Kleidungsstücken nur diejenigen zu bezeichnen wagt, die der Haut am Entferntesten liegen; für die näher liegenden wählt sie, wenn es einmal sein muß, lieber die französischen Ausdrücke; die analogen ihrer Muttersprache existiren für sie garnicht, wie denn ja auch bei uns Cotillon, Corset, Chemisette ꝛc. für anständiger gelten, als die respektiven deutschen Uebersetzungen. Dagegen wiederum möchte auch nicht eine den gebildeten Ständen angehörige Pariserin jenen Ausdruck sehr anständig finden, den ich einmal von einer der hohen englischen Aristokratie angehörenden Dame zu meinem nicht geringen Erstaunen hören mußte. „Ich freue mich unendlich", sagte ich zu ihr, „zu sehen, wie gut Ihnen die Luft von Madeira bekommen ist; Sie sehen viel wohler aus, als vor einigen Monaten." — „Oh yes, Sir," antwortete mir das muntere und hübsche Mädchen, „I am growing here as fat as a pig." (Ich werde hier so fett wie ein Schwein.) Bei Jemand, der in das Mädchen verliebt gewesen wäre,

hätte dieser Ausdruck sich vielleicht geeignet, den Thermometer der Liebe um mehrere Grade herabzudrücken. — Nach dem Gesagten aber verzichten wir darauf, die Begriffe von Anstand und Geschmack im Allgemeinen weiter zu erläutern, und wenden uns wieder zur speziellen Betrachtung der menschlichen Kleidungsweise.

Daß die Mode sich nicht an klimatische Verhältnisse kehrt, daß fast in jedem Theilchen unsrer Kleidung ein gewisser Mangel an Logik herrscht, daran haben wir uns so gewöhnt, daß es uns kaum noch in den Sinn kommt, es könnte anders sein. Die Dame fragt bei ihrer Toilette gar nicht mehr nach dem Nützlichen und Nothwendigen; sie weiß längst, daß das Ansprechende die maßgebende Hauptsache ist. Sie *kleidet* sich nicht, sie *putzt* sich, und das Anziehen ist eine *Kunst*, die erlernt werden muß, für die man sich Gehülfinnen und Schülerinnen hält. Wir reden hier nicht von den so und so viel Millionen Menschen, die ihren Rock gerade so tragen, wie Vater und Mutter ihn getragen haben, wie Sohn und Tochter ihn unfehlbar wieder tragen werden, und die vielleicht gar nicht darauf verfallen, daß ihr Rock überhaupt noch in irgend einer andern Form getragen werden *könnte*; die Kunst des Ankleidens besteht nur für eine kleine Minorität der Menschheit, für jene zarte Blüthe der Gesellschaft, die in allen Nationen der Ausdruck der herrschenden Bildung ist. Diese Kunst bleibt aber dem Gebiet der Aesthetik ziemlich fern, und doch sollte sie der Tracht Gesetze vorschreiben, nach den Schönheitslinien des Körpers sich zu modeln, den Umrissen desselben gewissermaßen wie eine zweite stärkere

Haut auf schmiegsame Weise zu folgen und den Bewegungen der Glieder die ganze Freiheit ursprünglicher Anmuth zu gewähren. Statt dessen macht die ungeheure Majorität aller Trachten den Eindruck, als wollten sie nicht nur dem gesunden Menschenverstand Hohn sprechen, sondern auch die Bedingungen des Schönen über den Haufen werfen. Die Kleidung soll, wie Vischer in seiner Aesthetik sagt, nicht Hinderniß sein, daß der Körper erscheine, sondern soll vielmehr fortgesetzte, wie in einem Nachhall erweiterte Körperform sein, soll als „Echo der Gestalt" deren Bildung und Bewegung aufzeigen. Diese Bedeutung kommt keiner andern Tracht in dem Grade zu, wie der griechischen und römischen, welche allein oder doch vorzugsweise als plastische bezeichnet werden darf.

Die klassischen Völker verstanden die Vereinigung von Gewand und Körper besser als unsre Zeit; sie zeigten die Körperformen und die Gewandformen in ihrer Schönheit neben einander, dort die Linien und Schwellungen der Glieder und Muskeln, hier das Gewand in seinen Falten und Brüchen, mit Licht und Schatten frei sich entfaltend. Die Extremitäten wurden fast ganz frei getragen; Hosen galten dem Griechen für barbarisch; selbst das Haupt ließ er unbedeckt, wo er nicht den Schutz des Helms, der Schiffermütze, des Reisehuts bedurfte; der Leibrock fiel, durch einen Gürtel gehalten, faltig und bequem am Rumpf herab, und darüber ward der weite wollene Mantel geworfen, der nur den eigenen Gesetzen in Wurf und Falten folgte, der nicht, fertig genäht, mit falschen Schneiderfalten am Leibe hing, sondern als ein bewegtes, lebendiges, persön-

liches Kleid getragen sein wollte. In unsrer Tracht sind dagegen die Körperformen, so wie auch die lebendigen reichen Falten des Gewandes ausgeschlossen. Wir bauen zum Schutz des Körpers förmlich eine transportable Hütte um ihn; wird doch das Verfertigen eines Kleidungsstücks schon wirklich mit dem Wort „bauen" bezeichnet. Wollen wir nun auch unsern Schneider noch nicht als Baumeister betrachten, so müssen wir doch wenigstens zugestehn, daß wir uns mit einer unförmlichen, steifen Hülse umgeben, durch die das Muskelspiel gänzlich verdeckt wird, und daß wir uns eine unbelebte, wo möglich rund ausgestopfte Schale schaffen, die den Körperformen garnicht mehr entspricht. Die Krebsschale oder der Panzer der Schildkröte scheint hier zu Grunde zu liegen, und ist mit Bestimmtheit das Modell zum Küraß des Soldaten gewesen. Wenn die Husarenuniform und die Schnürenröcke nicht schon früher von uncivilisirten Völkern erfunden wären, so würden wir sie doch jedenfalls erfunden haben, denn die Schnüre sind ursprünglich nichts weiter, als symmetrische Nachbildungen der einzelnen Rippen. Die gestickte und geschnürte Tracht ist beiläufig zuerst von orientalischen Völkerschaften zu den Neugriechen, Ungarn und Spaniern übergegangen. Durch Schnüre und Thierschalen wird uns aber die Symmetrie gewaltsam octroyirt, und doch verlangt der symmetrische Körper keineswegs eine symmetrische Kleidung, um schön zu erscheinen. Im Gegentheil ist die zuweilen zwangsjackenmäßige Uniform in ihrer mathematischen Peinlichkeit schönheitswidrig und bekanntlich dem bildenden Künstler sehr verhaßt. Die Alten gaben

daher im Gegensatz zu unserm Streben nach Symmetrie der Wurfgewandung den Vorzug, weil sie jeden Zwang vermeidet und doch dabei die Symmetrie des Körpers nicht aufhebt, sondern nur verhüllt.

Die alten Germanen hielten noch etwas auf Körperschönheit und liebten die eng anschließende Kleidung. Als ein nordisches, der Verhüllung bedürftiges und schamhaftes Volk führten sie neue Stücke in die antike Tracht ein, nämlich für den Mann die Hosen, für das Weib das Mieder. Durch die Hosen werden eigentlich Tunika und Stola soweit entbehrlich, daß statt ihrer ein Wamms genügen würde. Allein diese Konsequenz wird noch nicht gezogen; zu Anfang des Mittelalters überdecken noch die antiken Formen die nenen; über den engen Hosen wird eine mit Aermeln versehene und bis an die Kniee reichende Tunika getragen und als allgemeines Kleid der Würde und Ehre bleibt die Toga von Bestand, nur nicht mit freiem Wurfe herabfallend, sondern durch einen Knopf auf der Brust festgehalten. Erst später geht die Tunika in das Wamms, die Toga in den Mantel über. Dann aber entwickeln sich im weitern Verlauf des Mittelalters allmählig die unschönsten und unnatürlichsten Trachten. Vielleicht war es zunächst das Christentum, welches dadurch, daß es im Allgemeinen das sittliche Gefühl schärfte, zu größerer Umhüllung einzelner Theile des Körpers beitrug, die antiken Nuditäten und mangelhaft verdeckenden Gewänder perhorrescirend. Haben doch auch in unsrem Jahrhundert wiedrum die früher unbekleideten Bewohner der Südsee-

Inseln mit der Annahme des Christentums zugleich Kleider angenommen und ihre Nacktheit abgelegt.

Das Lehnswesen, welches sich dann im Mittelalter entwickelte mit seinen kriegerischen und kastenartigen Einrichtungen, brachte die Waffen zur Geltung und machte auf längere Zeit die Waffentracht zur allgemeinen Mode. Die Kreuzzüge, welche die Phantasie der Völker erregten und neue Ideen in Europa wachriefen, brachten im dreizehnten Jahrhundert die bunte orientalische Kleiderpracht in Aufnahme, und die Reichtümer Spaniens schafften einen Luxus, der oft in ausgelassene Ueppigkeit ausartete und sich im Kostüm sehr deutlich kundgab. Daneben führte endlich das Wachstum hierarchischer Gewalt eine Menge einfacher und finsterer Mönchstrachten ein, so daß die mittelalterliche Modenwelt ein höchst seltsames und buntes Gemisch abgab und auf eine überraschend anschauliche Weise den ungebundenen, haltlosen, abenteuerlichen und phantastischen Charakter ihrer Zeit wiederspiegelte. Wir erkennen aus der damaligen Kleidungsweise barbarische Rohheit neben kindischer Prunkliebe, wilde Kampfluft und zügellose Ausschweifungen neben zarter und ritterlicher Frauenwürdigung, steifes Hofzeremoniel neben ungezwungenem Wohlleben der Mittelklassen, fürstliche Despotie neben freiem Bürgertum 2c.

Wie die Kleidung das einzelne Individuum im Kleinen kennzeichnet, so ist sie der untrügerische Spiegel der Gesellschaft im Großen, sie ist ein Ausfluß des allgemeinen Volksgeschmacks, ein Kind des Zeitgeistes und von demselben Charakter wie dieser. Es ist meist nur scheinbar,

wenn eine einzelne tonangebende Person, und sei es auch eine Kaiserin, eine neue Mode aufbringt; gewöhnlich hat sie sie nicht aus sich selbst heraus neu geschaffen. Die Mode ist vielmehr schon vorbereitet durch den Gang der Geschichte und steht mit ihr im innigsten Zusammenhang, wenn dieser auch nicht immer sofort von Jedermann erkannt wird. Die Mode ist nichts Isolirtes, was durch sich selbst entsteht oder besteht, sondern hat ihre innern Gründe des Vorhandenseins. Sie kennzeichnet also im Allgemeinen eine längere Zeitperiode, zuweilen aber thut sie auch einmal einem einzelnen Individuum die Ehre an, dessen Handlungsweise zu illustriren und zu persifliren. Als der Finanzminister Silhouette, welcher bekanntlich in Brachvogel's „Narciss Rameau“ von Madame Pompadour höhnisch ausgelacht wird, im Jahre 1759 durch eine Masse unseliger Ausgaben den allgemeinen Widerwillen auf sich gezogen hatte, richteten sich gegen ihn Karikaturen in Menge, worauf sich der Franzose ja so meisterhaft versteht, und die Mode nahm dabei einen eigentümlichen Charakter der Dürftigkeit an. Man begann Ueberröcke ohne Falten zu tragen und nannte sie à la Silhouette, man machte Beinkleider ohne Taschen und nannte sie à la Silhouette, Dosen ohne Verzierung wurden à la Silhouette getauft, und so weiter. Die Mode ging dann vorüber, jene Bezeichnung aber für ein schwarzgezeichnetes Porträt en profil ohne Augen hat sich bis heute erhalten. Als Ludwig XV. starb, und in Folge dessen mehr Freude als Trauer herrschte, suchte wiederum die Mode rasch diesem Zeitgeist Ausdruck zu geben, und zwar in der Weise, daß

die Damen an ihrem Kopfputz **Kornähren** anbrachten zur spottenden Erinnerung an die Hungersnoth, während welcher Ludwig der **Vielgeliebte** zum Kornjuden geworden war. In diesen Beispielen vertritt die Mode die Stelle des besten **Epigramms**, das die Spottsucht der französischen Nation hätte erdenken können, und verdolmetscht die öffentliche Meinung verständlicher, als die gesammte Presse es vermocht hätte.

Wer weiß nicht, daß die Mode sich jeder berühmten oder berüchtigten Persönlichkeit, jedes hervorragenden Ereignisses, jeder epochemachenden Erfindung bemächtigt? Sobald das Volk von einer Person oder Sache viel spricht, wird dem ersten besten Kleidungsstück die Ehre zu Theil, den Namen dieser Person oder Sache zu tragen. Bald heißt alles Cagliostro oder Bosko, bald alles Marie Antoinette, Napoleon, Blücher, Nelson, Suwaroff, Catalani, Jenny Lind, Pepita, Viktoria, Garibaldi, Bismarck ꝛc. Nach einem Brief von Hans Wachenhusen ist augenblicklich der Etoffe Bismarck in Paris sehr beliebt; freilich läßt sich bei der Mode nur von Augenblicken reden. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den sogenannten **Modefarben**; ein bekanntes Roth z. B. erhielt den Namen Pompadour, [illegible] die bleichgelbe Farbe, die der unreinen Wäsche eigen zu sein pflegt, wurde nach der spanischen Prinzessin Isabella, Tochter König Philipps II. und Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Oestreich, benannt, welche 1601 das Gelübde that, ihr Hemd nicht eher zu wechseln, als bis Ostende erobert sei, was drei Jahre später geschah. Zu einer andern Zeit muß alles, was vom „**Bon ton**" sein will,

sich in Couleur d'Amaranthe oder d'Aurore, in Celadon oder Chamois, in Carmoisin oder Incarnat kleiden. Dann erfordert der „Dernier goût“ wieder das Kornblumenblau, das Lehmgelb, das Klatschrosenroth, das Kuhmistgrün, das Chokoladenbraun, die Havannahfarbe, das Schneeweiß, die Flohfarbe, tausend Uebergänge und Schmutzfarben, das Grau und Violett in allen Schattirungen, die preußischen Farben streifig oder schachbrettförmig, die deutschen Reichsfarben, die 1816 Fräulein Nitschke in Jena erfunden haben soll, als sie eine Fahne für die dortige Burschenschaft stickte, (siehe H. Grote, Gesch. d. Welf. Stammwappen. Leipzig 1863. p. 121), und endlich ist das Nobelste Rabenschwarz, so daß unsre Gesellschaftszirkel, selbst die Bälle Zusammenkünften trauernder Familien gleichen.

Auch den Einflüssen der Kunst und Literatur sucht sich die Mode nicht zu entziehen, z. B. jener blaue oder grüne Frack mit gelben Knöpfen, der noch vor einigen Dezennien den Dichter, Literaten oder auch schlechtweg ein verbummeltes Genie bezeichnete, ist nichts weiter, als das Ueberbleibsel der sogenannten Werthertracht, die vermittelst der empfindsamen Literatur in Deutschland aufkam und anfänglich unter der jungen Männerwelt Furore machte. Sie bestand aus blauem Frack, gelber Weste, gelben Nanking-Beinkleidern und hohen Stulpstiefeln; es war die Kleidung, in der Werther sich erschossen hatte, und alle diejenigen, die mit ihm liebten und litten, kleideten sich fortan auch in seiner Weise; selbst den empfindsamen Damen mußte die Tracht verehrungswürdig erscheinen, weil Werther

sagt: „in diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben sein, denn du hast sie berührt, geheiliget.“ Trugen die Damen damals doch Fächer, vom Fabrikanten Löschenkohl in Wien verfertigt, auf denen Lotte bei Werther's Grab, und Lotte in Ohnmacht mit Albert dargestellt war. Ursprünglich war die Werthertracht das Reitkostüm der Engländer; in Deutschland aber wurde sie allgemein durch die Literatur die Kleidung der Literaten, Liberalen und Genies, und machte zumal anfänglich ihren Träger als etwas Besonderes interessant, sei es als Freigeist und Verächter der Sitte, oder mehr als Weltschmerzverrückten und herzenskranken Malkontenten. Selbst heute wollen noch fremde Schriftsteller, wenn sie deutsche Sitten schildern, ihr Publikum glauben machen, daß bei uns alle unglücklich Verliebten Werther's klassisch gewordenen bunten Frack mit gelben Knöpfen trügen; wir können dies auf das Bestimmteste dementiren. Der junge Göthe brachte das Wertherkostüm zuerst 1775 nach Weimar an den Hof. Als bewußtes Parteizeichen trat es in bedeutungsvoller Weise zum ersten Mal bei der Versammlung der französischen Notabeln 1789 auf, wo der dritte Stand durch seinen einfachen Frack sich auch äußerlich zum goldbordirten Adel in Opposition setzte. Der ruchlose Herzog von Orleans, Philipp Egalité, bestieg das Schaffot in grünem Frack und gelben Hosen am 6. November 1793.

Also auch bestimmte soziale Stellungen, politische Gesinnungen und selbst Gemüthsstimmungen vermag der Mensch, wie wir gesehn, durch seine Kleidung auszudrücken, wenn auch nicht mit der abgegrenzten Bestimmtheit, womit

die Uniform die Zusammengehörigkeit von Ständen, Aemtern und Korporationen bezeichnet. Rücksichtlich der politischen Gesinnungen spielt kein Trachtenstück eine bedeutsamere Rolle, als der Hut, auch wenn keine Kokarde daran sitzt. Wir tragen gewissermaßen unser politisches Glaubensbekenntniß auf dem Kopf, der Welt sichtbar. Alles was 1789 liberal oder neuerungssüchtig dachte, sei es politisch oder literarisch, die revolutionären wie die sentimentalen Köpfe, das Alles sammelte sich unter einen Hut, und zwar unter den schwarzen Cylinder. Derselbe kam damals von Amerika nach der alten Welt herüber, und war eigentlich nichts, als der Puritaner- und Quäkerhut, den auf einmal die Begeisterung für das im Befreiungskampf begriffene Nordamerika bei dem liberalen Theil Europas in Mode brachte. Der schlichte, prunklose Anzug, in dem die Gesandten des Washingtoner Kongresses am üppigen Hofe von Versailles erschienen, gewann den Beifall der stets in Extremen sich bewegenden Franzosen, und sie adoptirten mit dem simpeln, monoton gefärbten Rock Franklin's auch den hohen und breitrandigen Hut der Quäker. Nicht solche verwegene Erscheinungen, wie wir sie seit 1848 mit dem Ausdruck „Bassermannsche Gestalten“ bezeichnen, sondern vielmehr die feinsten Löwen der Revolution und die Stutzer des Konvents trugen auf einem gänzlich unkultivirten Haupt einen plumpen, unförmlichen, zerdrückten und zerknitterten Cylinder, welcher nicht sobald in Paris gesehen wurde, als er auch fast in allen europäischen Hauptstädten auftauchte und allgemein für ein politisches Abzeichen der Volksmänner und Republikaner

galt. Er ward deshalb an vielen Orten von Polizei und Obrigkeit verfolgt, sowie nicht minder in der periodischen Presse und in der Gesellschaft von den Royalisten und den Anhängern des Alten heftig bekämpft. Man bedenke, daß hier derselbe schwarze Hut gemeint ist, den wir heute tragen, und der in den letzten 30 Jahren gerade im Gegentheil als Legitimist seinen Gegner, den kleinen grauen oder braunen Filzhut, als Carbonari oder Demokraten polizeilich verfolgte. Vor 60 bis 70 Jahren herrschte genau dasselbe Verhältniß zwischen dem dreieckigen Hut und dem Cylinder, so daß ein Engländer, der die politische Gesinnung Deutschlands erforschen wollte, auf die Hüte reis'te und schließlich eine Landkarte entwarf, auf welcher er den Stand der revolutionären und monarchischen Gesinnungen durch die entsprechenden Hüte bezeichnete. Die Restaurationszeit legitimisirte den Cylinder trotz seines jakobinischen Ursprungs; der kleine Filzhut aber, der 1848 nicht ohne politische Bedeutung auftrat und als Abzeichen der Demagogie, als Symbol des rothen Gespenstes verfolgt ward, hat jetzt dies Martyrium glücklich überstanden, da er eben jene politische Bedeutung seitdem gänzlich abstreifte; harmlos bedeckt er jetzt die ruhigsten, ehrbarsten und loyalsten Köpfe, ja oft schaut unter ihm der beschränkteste Unterthanenverstand heraus. Mit dem Cylinder, der noch das Gebiet des Salons, wie einstmals der dreieckige Hut, als feste Burg behauptet, kämpft jetzt der kleine Filz in mancherlei Gestalt; ob er aber im Stande sein wird, seinen Gegner schon in kurzer Zeit

ganz aus dem Felde zu schlagen, muß mindestens ebenso zweifelhaft bleiben, wie ein rascher Sieg unsres gewöhnlichen Rocks über den Frack, jene Galatracht des ersten französischen Kaiserreichs, die bis in unsre Zeit noch unverändert das Kleid der Festlichkeit, für Ball und Concert, Hochzeit und Taufe, Gratulation und Condolenz geblieben. Bei Hof ist es ganz und gar unmöglich, anders zu erscheinen als im Frack, es sei denn in Uniform. Vielleicht hat ihm der 1846 in Preußen unter allgemeinem Jubel eingeführte Waffenrock einen kleinen Stoß gegeben, und ist der Anfang seines Endes. (J. Falke, Gesch. des Mod. Geschmacks. 1866).

Ein ähnlicher Kampf wie in der Männerwelt zwischen dem hohen Cylinder und dem niedrigen Filz, findet auch beim weiblichen Geschlechte statt. Die Ueberreste des früheren schirmförmigen Damenhuts wichen bekanntlich mehr und mehr von der Stirn in den Nacken zurück und gewährten zuletzt nur diesem noch Schutz, während fast der ganze übrige Kopf unbedeckt blieb; man sah offenbar, daß der alte Hut sich überlebt hatte, es entstanden ihm daher vor 12 bis 15 Jahren junge und rüstige Gegner in dem sogenannten Letzten Versuch und im Amazonenhut, die beide sammt ihren hundertfachen Variationen jetzt mit jenem auf Tod und Leben kämpfen. Wohl selten ist für eine Sache ein so vortrefflicher Ausdruck gewählt worden, der kaum einem Witzbold entflohen war, als er augenblicklich durchschlug, wie für den wirklich geschmackvollen „Letzten Versuch“ — nämlich an den Mann zu kommen. Schlägt selbst dieses äußerste Mittel fehl, so kann man

sicher alles verloren geben, und sich selber ruhig ad acta legen. Manche Frühverblühte hat sich durch den Letzten Versuch leidlich zu verjüngen gewußt, selbst alte Schachteln von einem halben Jahrhundert sah man in dieser Tracht wieder üppig erblühen, und schon mancher Kurzsichtige, der in der Entfernung eine schöne Amazone zu sehen glaubte, ist in größerer Nähe unangenehm enttäuscht worden, oder hat bei sehr geringer Distance einen jähen Schreck bekommen, wie die Missionäre vor den schwarzen Schönen des Stammes Manyanja.

Cylinder und Frack gehören zusammen, beide sind jetzt schon fast hundertjährige Bundesgenossen und durchkämpfen treu mit einander dieselben Schicksale — ein Beweis, daß die Mode, so wankelmüthig und neuerungssüchtig sie sich auch im Kleinen zeigen mag, im Großen doch wieder etwas Konservatives hat und bei all ihrer Willkür dennoch gewisse Gesetze innehält. Verlangt sie z. B. einen runden Hut, so strebt sie auch nach einem runden Kleide; die Männer tragen bekanntlich bei dem kleinen niedrigen Filzhute gern die kurze, runde Joppe. Wenn sich dagegen oben etwas spitz erhebt, so hängt sich demgemäß unten ein Schwanz an; deshalb paßt der schwalbenschwänzige Frack zum thurmförmigen Cylinder, beide stehen und fallen mit einander. Auch diese Eigentümlichkeit der männlichen Tracht findet ihr Analogon in der weiblichen; nämlich bei den hohen, spitzen Sturmlaufhüten setzten sich Hinterklappen an die Jacken der Damen, ganz ähnlich denen, die vor zwanzig Jahren an den Soldatenfracks abgeschafft wurden. (C. Lemcke, Pop. Aesthetik. Leipzig 1865.)

In ähnlicher Weise herrschen andre Gesetze in der Mode, z. B. daß bei langer Haartracht das Gesicht immer bartlos ist. Wir machen in der Trachtengeschichte die zuverlässige Beobachtung, daß je länger das Haupthaar getragen wird, um so mehr der Bart zusammenschrumpft, und daß niemals ein Vollbart mit einem langen Haupthaar zusammentrifft; das wäre des Guten zu viel. Dagegen verbinden sich heutzutage die zur unfreiwilligen Mode gewordenen Glatzen sehr gern mit einem Vollbart, so daß das Haar vom Scheitel in's Gesicht herabgerutscht zu sein scheint. Andererseits nahm z. B. während des 30jährigen Krieges der Bart fast genau in demselben Verhältniß ab, als die stattliche Lockenfülle zunahm; der westphälische Friede traf ihn schon in sehr bescheidener Form an, und als dann gar unter Ludwig XIV. das falsche Haupthaar übermäßig bis zur dreizipfeligen Allongenperrücke heranwuchs, verließ der Bart Kinn und Unterlippe gänzlich, und schrumpfte auf der Oberlippe zu zwei kleinen Flecken unter der Nase zusammen, bis auch diese endlich verschwanden und völlige Bartlosigkeit Mode wurde. Während vordem der sogenannte Henri quatre und auch der bloße Schnurrbart bei den Franzosen sehr beliebt gewesen waren, so verlangte dagegen die Perrücke durchaus ein glattes Gesicht, schon deswegen, weil unter ihr die Mienen süß lächeln und freundlich spielen mußten.

Ueberhaupt ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob der Mann den ihm von der Natur verliehenen Bart stehen lassen oder einen bis an's Grab dauernden Vernichtungskampf gegen denselben führen solle. Van Hel-

mont und andre holländische Gelehrte behaupten, Adam sei ohne Bart geschaffen worden und dieser ihm erst nach dem Sündenfall gewachsen. Widerlege das, wer es vermag. Die Engel haben, wie derselbe scharfsinnige van Helmont uns versichert, keine Bärte; der Engländer denkt sie sich überhaupt feminini generis; wir Deutschen dagegen glauben gern, daß die Weiber Engel sind, aber nicht umgekehrt. Der genannte van Helmont folgert aus jenen Thatsachen, daß es Sünde sei, sich nicht zu rasiren; dennoch trug dieser seltsame Casuistiker, trotz seines Hasses gegen die Bärte, selbst wenigstens einen Schnurrbart.

Bei den Griechen war in frühester Zeit der Vollbart das Abzeichen der Weisen und Philosophen, die, wie Lucian meint, mit ihrer bärtigen Würde Anhänger und Schüler garnten. Sich Haar und Bart wachsen zu lassen, galt sonst im Allgemeinen als ein Zeichen der Trauer für die Männer, während es grade im Gegentheil für die Frauen Trauer andeutete, sich ihrer schönsten Zierde zu berauben. Legte doch der Mann solchen Werth auf seines Weibes Haar, daß er bei der Schönheit dieser Zierde schwur; freilich konnte er aus Eifersucht zuweilen auch den Kopf der Gattin scheren lassen, daß kein Härchen sichtbar blieb. Das Rasiren ward in Griechenland erst zu Alexanders Zeit Mode, der seinen Soldaten zuerst vor der Schlacht bei Arbela, 331 v. Chr., den Bart abnehmen ließ, und zwar aus dem Grunde, damit die Barbaren, ihre Feinde, sie nicht bei den Bärten packen und auf diese Weise gefangen nehmen könnten. Wenn in unsrer Zeit der Kaiser von China ebenso klug gewesen wäre, so hätte er seinen Sol-

baten, ehe er sie in den Kampf gegen die Engländer und Franzosen schickte, ebenfalls die langen Zöpfe abschneiden lassen; denn hunderte der tapfern Krieger des himmlischen Reichs wurden, als sie die Flucht ergriffen, bei den Zöpfen gepackt und machtlos als Gefangene in das Lager der Verbündeten geschleppt. Die Krieger der Neuzeit lieben keine glatten Gesichter, wie die unüberwindlichen Schaaren des großen mazedonischen Königs; sie geben sich vielmehr durch starke Bärte ein martialisches Aussehen oder nehmen die Bartform ihres Kriegsherrn zum Modell.

Dem Geist des Mittelalters widerspricht der Bart; wenn wir nach den alten Grabplatten, Monumenten und Gemälden schließen dürfen, so bildete das glatte Gesicht die Regel, und alle Bartformen waren Ausnahmen; zumal der Schnurrbart kommt in Deutschland nur höchst vereinzelt vor und ist dem Geschmack des Mittelalters eine absolute Unmöglichkeit. Es gab selbst Fälle, wo das Barttragen geradezu polizeilich verboten oder auch andererseits als beschimpfende Strafe angeordnet wurde. Zweierlei macht freilich eine Ausnahme: das hohe Alter und die hohe Würde. In den höchsten Regionen und bei den Häuptern der Erde war der kurze Vollbart keine Seltenheit; besonders galt derselbe seit dem 11. Jahrhundert als Auszeichnung sowohl der weltlichen als der geistlichen Fürsten. Kaiser Heinrich II., Friedrich Barbarossa, Rudolf von Schwaben und eine große Zahl Päpste trugen ihren Bart in gekürzter Fülle rings um's Gesicht. Die ganze übrige Welt, Laien und Priester, Ritter, Bürger und Bauern zeigten ein völlig glattes Gesicht, und mögen sich die Bar=

biere damals trotz ihrer elenden sozialen Stellung doch besser gestanden haben, als heute. Alle Kreuzfahrer, die Helden Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse, Boemund, der schöne Tankred und Genossen, sie alle zogen völlig bartlos in den heiligen Krieg. Die Büßer und Wallfahrer dagegen, die ihrem Körper nur die nothwendigste Pflege angedeihen lassen durften, ließen jedes Härchen wachsen, das ihnen die Natur verliehen; die frommen Männer hatten dabei das seltsame Geschick, hierin gerade mit Leuten übereinstimmen zu müssen, die ihnen sonst, zumal in religiösen Anschauungen, sehr unähnlich waren, deren Lebensweise aber ebenfalls verhinderte, dem Gesichte Sorgfalt zuzuwenden, nämlich mit den Räubern und Mördern von Profession und mit den verachteten Juden. Letztere zeichnen sich überhaupt durch starken Bartwuchs aus; die polnischen Juden sind sogar deswegen sprichwörtlich geworden. (J. Falke, Deutsch. Tracht. und Modenwelt. Leipzig 1858.)

Der Bart und seine wechselnde Mode scheint übrigens in jedem Lande seine eigene Geschichte zu haben, besonders interessant sind die verschiedenen Bartrevolutionen in Frankreich. Leider gestattet unser Thema nicht, genauer auf die Geschichte der Bärte einzugehen, nur erwähnen wir noch, daß die französischen und englischen Könige bis auf Karl VIII. und Heinrich VII. herab fast alle ein glattes Gesicht zeigen, wie denn auch deren Zeitgenossen unter den burgundischen Herzögen und selbst unter den deutschen Kaisern, Friedrich III. und Maximilian, (von 1440—1493—1519), noch völlig bartlos sind. Während der Reformationszeit begann man

zuerst allgemeiner den Bart wachsen zu lassen; Heinrich VIII. von England stutzte ihn ganz kurz, wogegen seine Tochter Elisabeth eine große Freundin behaarter Gesichter war. Der Bart in der Form, wie wir ihn auf den Porträts von Shakespeare sehen, war ihre spezielle Schwäche, und Essex, Leicester und Raleigh machten alle mit dergleichen Bocksbärten geschmückt der jungfräulichen Königin den Hof. Während des 30jährigen Krieges war der Bart in allen Formen Mode; Moscherosch sagt z. B. von ihm: „alle Morgen wird er mit Eisen und Feuer gepeinigt, gefoltert und gemartert, gezogen und gezerrt: jetzt wie ein Zirkelbärtel, jetzt ein Schneckenbärtel, bald ein Jungfrauenbärtel, ein Dellerbärtel, ein Spitzbärtel, ein Entenwädele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türkenbärtel, ein spanisch Bärtel, ein italienisch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Lillbärtel, ein Spillbärtel, ein Drillbärtel, ein Schmutzbärtel, ein Nutzbärtel, ein Trutzbärtel rc." Nachdem der Bart durch die Perrücke wieder verdrängt war, wurde er auch vom Zopf fast noch ein volles Jahrhundert hindurch verbannt gehalten; erst die französische Revolution rief ihn auf's Neue in's Dasein; 1789 hatte man so wenig Zeit zum Rasiren als zum Frisiren. Das Haar fiel entweder in langen Strängen den Nacken hinab oder hing wirr und à la Struwelpeter über die Stirn; ein solcher sogenannte Tituskopf machte auf Toilette keinen Anspruch; in echt sanskülottischem Geist forderte er weder den Luxus eines Kamms noch Pomade; nur die Finger dienten von Zeit zu Zeit als Kamm, wie es denn überhaupt zum guten Ton gehörte, möglichst schmutzig und

abgerissen zu erscheinen. Zum Tituskopf gehört natürlich wieder der Bart, und daß er gerade in jener Zeit der Liberté, Egalité und Fraternité vom langen Schlafe auferstand, wird man begründet finden, wenn man bedenkt, daß es während der Reformation auch gerade der allgemeine Freiheitsdrang der Zeit war, der ihn nach dem bartlosen Mittelalter wieder an's Licht trieb.

Während des Kaiserreichs und der Restauration verschwand dann der Bart noch einmal, um mit der Revolution von 1830 ein kontinuirliches Regiment bis heute auszuüben. Er wurde von jenem Jahre an um so beliebter, als sein Feind, der Zopf, seitdem gänzlich ausstarb. Dennoch hat jener es bis auf den heutigen Tag noch nicht soweit gebracht, als dieser; um nur ein Beispiel anzuführen, wohl bestieg der Zopf, noch niemals aber der Schnurrbart die Kanzel, weil dieser noch nicht das erforderliche Quantum von Ehrbarkeit besitzt, sondern in den Augen der Welt immer etwas Stutzerhaftes an sich trägt. Dagegen ist der kurze Backenbart, früher auch Favorit genannt, das würdige Abzeichen der Geistlichkeit und der Büreaukratie; er ist durchaus loyal und legitim gesonnen, während der Vollbart freigeistig, republikanisch zwar nicht ist, aber doch vielleicht zu sein scheint. Beiläufig verstand man früher unter Favoriten auch kleine kokette Haarlocken, sei es falsche oder echte, die über die Stirn und Schläfe herabhingen, und mit denen man Faveur beim andern Geschlecht zu erlangen hoffte. Die moderne Form des englischen Bartes besteht bekanntlich darin, daß man ihn von beiden Wangen herabwachsen und in langen

Spitzen auslaufen läßt. Der Yankee trägt dagegen seinen charakteristischen Bart an Kinn und Hals und läßt das übrige Gesicht glatt.

Mit diesen Bartmoden schließen wir die allgemeinen Bemerkungen unsers ersten Kapitels und wenden uns jetzt zur speziellen Betrachtung der Modenarrheiten in den einzelnen Zeitaltern.

Zweites Kapitel.

Die Bizarrerien des Mittelalters.

An die vielgerühmte Naivetät und Ehrwürdigkeit des Mittelalters glaubt wohl kein Verständiger mehr; die sogenannte gute alte Zeit war über alle unsre jetzigen Begriffe hinaus elend und trostlos, ja es mag wohl seit der Verbannung der ersten Menschen aus dem Paradies nicht sehr viele Zeitperioden gegeben haben, die wir für die Gegenwart mit Vortheil würden eintauschen können. Man verdamme auch unsre Unsittlichkeit und unsre Thorheiten nicht zu rasch; die Welt war vielleicht niemals so sittlich und ehrbar, wie heute. Im Jahre 1867 ist ein Verbot nicht möglich, wie es der Rath von St. Gallen im Jahre 1503 erließ, daß man völlig unbekleidet in der Stadt und ihrem Weichbilde umhergehe; und keine Kanzelreden werden mehr gehalten, wie sie der Prediger Geiler von Kaisersberg 1498 zu Straßburg hielt; z. B. heißt es in einer seiner Predigten über Brant's Narrenschiff: „Ganz eine Schande ist's, daß

die Weiber jetzt Barette tragen mit Ohren, gestickt mit Seide und Gold. Hinten aber an den Köpfen ein Diadem, sehen aus wie die Heiligen; vorn um den Mund herum geht ein Tüchlein, kaum zwei Finger breit. Da schauen sie umher, als ob ihnen ihr Gesicht in einem Hafenring hinge. Dazu tragen sie gelbe Schleier, die sie jede Woche wieder färben müssen, darum ist der Safran so theuer. Man macht aber keinen gelben Pfeffer an frisches Fleisch, sondern an übrig gebliebene Stückchen. So sehen die Weiber, die nicht schön sind, aus wie ein Stück geräuchertes Fleisch in einer gelben Brühe. Nun schaue man ihre Leibzier; die ist voll Narrheit oberhalb und unterhalb des Gürtels. Voll von Falten sind die Hemden, und dazu Oberkleider, so weit ausgeschnitten, daß man die Schultern sieht. Sie ziehen weite Aermel an, wie die Mönchskutten, und so kurze Röcke, daß sie weder von vorn noch hinten etwas bedecken. An den Gürteln aber, die der Goldschmied fein und herrlich machen muß, tragen die Frauen klingende Schellen. Dann tragen sie auch lange Schwänze, die auf dem Boden nachschleifen und spitzige Schuhe." Wir sehen, daß Geiler von Kaisersberg selbst dem schönen Geschlechte gegenüber sich deutlich auszudrücken und kräftige Vergleiche heranzuziehen wohl verstand; ob dieselben aber etwas genützt haben, darüber schweigt die Geschichte. Einen wirklichen Erfolg, freilich einen schlimmen, erreichte dagegen ein anderer Sittenprediger, der fromme Bruder Johann de Capistrano. Als derselbe im Jahre 1461 zu Ulm gegen die unsinnigen und unzüchtigen Frauenmoden eiferte, hatte er zwar die öffentliche Meinung so für sich, daß, wie eine

alte Chronik wissen will, drei Frauen, die seiner Predigt spotteten, vom Volke auf der Straße zerrissen wurden; allein der Rath fand doch für gut, den strengen Eiferer als eine gefährliche Persönlichkeit aus der Stadt zu jagen.

So wenig wie die Predigten erreichten auch die Luxusgesetze und Kleiderordnungen ihren Zweck, wiewohl ihnen die gesunde Idee zu Grunde lag, daß ein überstandesmäßiger Luxus zumeist das Leben vertheure. Angeregt wurden diese Gesetze gewöhnlich nicht von Volkswirthen und Juristen, sondern von denen, die sich für die berufenen Wächter der öffentlichen Sittlichkeit hielten, von den Theologen. Als bedeutendste Sittenrichter, welche mündlich oder schriftlich theils ernst theils satyrisch die unsittlichen und narrenhaften Moden ihrer Zeit gegeißelt haben, nennen wir hier nur: Sebastian Brant, Geiler von Kaisersberg, Thomas Murner, Erasmus von Rotterdam, Ulrich von Hutten, Johann Fischart, Andreas Musculus, Magister Westphal, Berthold, Strauß, Osiander, ferner die sechs berühmten Zeitgenossen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Michael Moscherosch, Andreas Gryphius, Michael Freud, Friedrich von Logau, Hans Lauremberg und Johann Balthasar Schuppius. Im 18. Jahrhundert kämpfte zu Wien der berühmte Abraham a Santa Clara, gewissermaßen der Hanswurst unter der Geistlichkeit, gegen die üppigen Frauenmoden; seine Redeweise nahm bekanntlich Schiller für seinen Kapuziner in Wallensteins Lager zum Muster. Im 13. Jahrhundert schon geißelte der sogenannte Bauernfeind Nithart die Hoffahrt der Bauern und ihre Kleiderpracht, wodurch sie es den Rittern auf tölpelhafte

Weise gleichzuthun suchten. Unser heutiges „Tölpel“ ist nur eine Umgestaltung von dem alten „Dörper“, dem Schlagwort Nithart's, welches Dörfer, Dorfbewohner bedeutet.

Mit welcher Narrheit sollen wir nun beginnen, und mit welcher endigen? vom 11. Jahrhundert bis zur Reformation gleicht die Welt einem einzigen großen Narrenhaus, der ehrbarste Bürger schreitet in einem Kleid einher, das heute nur noch der Clown in der Kunstreiterbude trägt, und so wie jetzt ein Karneval mit seinen Masken und hundertfältigen Narrentrachten aussieht, ganz ebenso sah im Mittelalter ein gewöhnlicher Menschenhaufen in seiner alltäglichen und allgemeinen Tracht aus. Wer dies für übertrieben hält, betrachte sich auf alten Gemälden die getheilte, geschlitzte, gezattelte und gepuffte Tracht, die Pluderhosen und Pomphosen, die Schnabelschuhe, die genestelten und aufgeschnittenen Schuhe, die Bärentatzen, die Schellen und Glöcklein, die Bauschen und dicken Wülste, die fliegenden Aermel, die Radkrausen, die Glocken- und Reifröcke, die pfauenschweifartigen Schleppen, die Gänsebäuche, die regenbogenfarbigen Harlekinsanzüge, die Larventrachten, die ungeheuren Spitzenjabots und Kopfpyramiden, garnicht zu gedenken der Fächer, Wedel, Taschen, Pelze, Schleier, Schönheitspflästerchen, Dosen, Ketten, Schauben, Kappen, Koller, Lätze, Büchsen, Schwerter, Dolche, Pulverflaschen, Beutel, Gürtel, Kränze, Parfümerien, Bisamäpfel und aller möglichen barocken Luxusartikel. Unstreitig ist die wildeste Ausgeburt der Mode, welche überhaupt die Kostümgeschichte kennt, die von den renommistischen Landsknechten

aufgebrachte Pludertracht, gewissermaßen das männliche Pendant zum weiblichen Reifrock; wenigstens besitzt das männliche Geschlecht sonst nichts Andres, was diesem Monstrum entspräche. Jacke und Hose werden in's Fabelhafte erweitert, und 60, 80, ja 130 Ellen Stoff darauf verwendet, der von den Schultern bis zu den Füßen umherfliegt, daß es flattert und rauscht, wie wenn, um mich des Ausdrucks eines damaligen Sittenpredigers zu bedienen, ein Mühlbach über das Wehr fällt. Wie zum ungeheuren Umfang der Crinoline, so gelangte man auch zur Weite der Pluderhosen nicht plötzlich, sondern allmählig; die ersten bescheidenen Anfänge derselben waren die bauschigen Hosenwülste, die bloß den Oberschenkel umgaben, daraus entstanden die kurzen Kniebeinkleider und aus diesen endlich die ganz langen Hosen. Anfänglich genügten für dieselben 5 Ellen Tuch und etwa 20 Ellen Seidenzeug, welches man in die Schlitze, die sich der Länge und Quere nach in den Hosen befanden, hineinfütterte. Dann schritt die Vermehrung des Stoffs, die Vergrößerung der Schlitze und des Ueberzugs immer weiter fort, und statt des Tuchs, welches in Masse zu schwer war, mußten die ganzen Hosen aus Seide gemacht werden, was freilich einen großen Aufwand verursachte. Vergegenwärtigt man sich aber dies allmählige Entstehen und Anschwellen der Pluderhosen, so wird man finden, daß die Phantasie der Schneider oder der Gecken oder auch die Gewinnsucht der Zeughändler keiner so gewaltigen Anstrengung bedurfte, um so monströse Geburten zur Welt zu fördern, wie wir sie in den Hosenkolossen erblicken. Ihre Blüthezeit fällt in die Jahre 1550 bis 1590;

alle Stände wetteiferten, die Mode mitzumachen, selbst die Bauern blieben nicht zurück, namentlich war aber dieselbe bei den Soldaten, die damals noch nicht uniformirt waren, beliebt, so unbequem sie ihnen auch im Kriegsleben sein mochte. Alle Schlachtengemälde aus jener Zeit zeigen uns Pluderhosen in Menge. In einem Spottlied, das in einem fliegenden Blatt von 1555 steht und von Uhland in dessen Sammlung altdeutscher Volkslieder p. 525 mitgetheilt ist, heißt es:

Welcher dann nun will wissen,
was doch erfunden sey,
die Kriegsleut sind geflissen
auf solche Büberei,
sie lassen Hosen machen
mit einem Ueberzug,
der hangt bis auf die Knochen,
daran han sie nicht gnug.
Ein Latz muß sein darneben
wol eines Kalbskopfs groß,
Karteken drunter schweben,
Seiden on alle moß,
kein Geld wird da gesparet,
und sollt er betteln gon,
damit wird offenbaret,
wer ihn' wird geben den Lon.

Die Lätze nahmen sogar die verschiedensten Formen an, so daß Fischart sie Ochsenköpfe, Hundsfidelbögen, Schneckenhäuslein 2c. nennt. Ueberhaupt herrscht eine solche Tendenz, die Kleidung zu überladen, daß „Einer eine ganze Mühl, einen Meierhof, ein ganz Dorf auf dem Leibe

trägt.“ Bauschig wird auch die Weiberkleidung; es herrschen sehr weite Aermel, und als Vorbote des Reifrocks kommt der sogenannte Speck auf, ein oft 25 Pfund schwerer Wulst um die Hüfte. An den Beinkleidern der Männer wird mit Nesteln, Strumpfbändern, Stickereien, Metallstiften rc. großer Staat gemacht, große Rosen schmücken die Schuhe, und das Rohr des Stiefels ladet sich im Stulpstiefel zu einer weiten, schlappigen Schüssel aus.

Von vielen Seiten suchte man der tollen und geschmacklosen Verschwendung zu steuern, die Geistlichkeit hielt donnernde Strafpredigten gegen diese unchristlichen, den göttlichen Zorn unfehlbar herbeiführenden Moden, sie verkündigte Mißgeburten und Wunderzeichen, um die Gemüther zu schrecken. So sollte im Februar 1583 ein Schaf zu Templin in der Uckermark außer zwei Lämmern ein Stück Fleisch zur Welt gebracht haben, das ein Paar Pluderhosen darstellte, und in demselben Jahre gebar nach Aussage der Geistlichkeit eine Frau in Prenzlau ein Kind mit weiten Pluderhosen und mit großen Kröſen an den Händen und um den Hals. Der Brandenburger Hofprediger Andreas Musculus schrieb sogar 1556 eine eigene „Vermahnung und Warnung vom zuluderten, zucht- und ehrverwegenen Hosenteufel.“ Auf dem Titelblatt dieses Buchs war eine Abbildung des teuflischen corpus delicti zu sehen. Das Androhen von himmlischen Strafen schien aber diesen Teufel garnicht zu inkommodiren, man mußte also weltliche gegen ihn verhängen. Diese bestanden in Dänemark darin, daß die Hosen demjenigen, der darin betroffen ward, ohne Ansehen der Person vom Leib geschnitten

wurden. In Deutschland begnügte man sich meistens damit, eine mäßige Quantität Zeug je nach dem Stande des Hosenträgers vorzuschreiben; nur der Kurfürst Joachim II. war strenger, indem er einen wegen seiner Hose in eine Irrenheilanstalt stecken, einem andern aber auf der Straße den Hosengurt durchschneiden ließ, so daß die Massen von mehr als 100 Ellen herabfielen, und der Unglückliche im Hemd als richtiger Sansküllotte nach Hause laufen mußte. Die Idee, den Hosenteufel in die Irrenheilanstalt zu schicken, beweis't, daß der Kurfürst seiner Zeit voraus war.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts beginnen die Riesen sich wieder zu verkürzen und zu verengen. Als die Welt sich aber endlich aus dem pludrigen Chaos entpuppt hatte, ging sie gerade in's entgegengesetzte Extrem über und nahm die steife und enge spanische Mode der dicken Wülste an. Dieselben waren mit Werg, Kleie oder Weizen ausgestopft, und umgaben die Schultern, Hüften, Schenkel, und fielen gar von der Brust in einem dicken hängenden oder prall gestopften Bauch, dem sogenannten Gänsebauch, tief herunter. Die Damen durften natürlich an Extravaganz hinter den Herren nicht zurückstehen, sondern umlegten ebenfalls Schultern und Oberarme mit dicken Puffen und Kissen. Alle Gemälde jener Zeit zeigen uns an der Mutter Maria und andern Frauengestalten diese unkleidlichen Puffen. Eine ähnliche Mode finden wir sogar in den zwanziger Jahren unsres Sekulums wieder. Damals liebten die Damen die Rückseite ihres Cadavers aufzupolstern und falsche Culs anzulegen, auf denen zur Noth ein kleiner

Bediente hätte sitzen können. Die Aermel stopfte man mit Federbetten aus, so daß sie die Gestalt von Dudelsäcken hatten, oder auch Schöpskeulen nicht unähnlich sahen. Die Mode gab zu vielen hübschen Karikaturen Veranlassung, war jedoch zu geschmacklos und unbequem, als daß sie lange hätte von Bestand bleiben können.

Wie die Pluderhosen, rührte auch die sogenannte geschlitzte Tracht von den Landsknechten her, denen natürlich die enge, knapp anliegende Kleidung, die sonst für das 15. Jahrhundert charakteristisch war, wenig paßte; sie schlitzten dieselbe an Hüften, Ellbögen und Knieen auf und unterlegten die Schlitze mit farbigem Seidenzeug. Solche Ausschlitzung und Unterlegung ward dann zur allgemeinsten Mode und systematisch am ganzen Körper zur Anwendung gebracht. Ebenso unsinnig war die sogenannte gezattelte Tracht, die aus einer Menge von Lappen bestand, in welche die Untertheile der Tunika und die entsetzlich weiten Aermel, die stellenweise Mode waren, ausliefen. Die Zatteln dauerten nicht über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaus. Dieser Mannigfaltigkeit der Formen, die wir an der mittelalterlichen Trachtenwelt schauen, entsprach die Mannigfaltigkeit der Farben. Beide Geschlechter liebten ein regenbogenbuntes Farbenspiel; doch war die Wahl der Farben nicht immer der bizarren Willkür überlassen, sondern mit Rücksicht auf die Farbensymbolik getroffen. Die äußere Erscheinung eines Menschen sollte seine innere Stimmung ausdrücken in einer Weise, von der unsre monotone und farblose Modenwelt keinen Begriff mehr hat. Die höfisch-ritterliche Gesellschaft hatte

nämlich die Farbensprache mit Bezugnahme auf die Minne sinnig ausgebildet. So bedeutete Grün das erste Sprossen der Liebe, Weiß die Hoffnung auf Erhörung, Roth den hellen Minnebrand, Blau unwandelbare Treue, Gelb beglückte Liebe, Schwarz Leid und Trauer. Ein echter ritterlicher Liebhaber hatte danach Gelegenheit, alle Phasen seiner Leidenschaft in seinem Anzug darzustellen. Diese bunte Spielerei wurde im 13. Jahrhundert so in's Uebermaß getrieben, daß der Prediger Berthold der modischen Welt von damals zürnend zurief: „Ihr habt nicht genug daran, daß euch der allmächtige Gott die Wahl gelassen hat unter den Kleidern, sagend: wollt ihr sie braun, roth, blau, weiß, grün, gelb, schwarz? Nein, in eurer großen Hoffahrt muß man euch das Gewand zu Flecken zerschneiden, hier das rothe in das weiße, dort das gelbe in das grüne, das eine gewunden, das andre gestrichen, dies bunt, jenes braun, hier den Löwen, dort den Adler." Der letzte Tadel trifft die barocke Sitte, die Wappen des Geschlechts auf verschiedenen Theilen des Anzugs gestickt zu tragen, so daß Herren und Damen wie wandelnde Fibeln der Heraldik aussahen. Daher der Heine'sche Witz:

Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in den Herzen getragen die Treu,
Und auf den Hintern ihr Wappen.

Die sogenannte getheilte Tracht bestand darin, daß man entweder von rechts nach links, oder von oben nach unten in zwei Farben getheilt ging; aber nicht nur der Farbe, sondern auch dem Schnitte nach mußte die linke Hälfte

des Menschen von seiner rechten, und seine obere Hälfte von seiner unteren verschieden sein. Auf einem der Bilder, die uns von dieser seltsamen Tracht erhalten sind, ist das rechte gelbe Bein eines Edelmanns mit einem Ueberzug und dicken Wülsten versehen, während das linke blaue Bein glatt anliegt und nur etliche Längsschlitze hat. Ebenso kam es vor, daß die rechte Seite der obern Hälfte mit der linken Seite der untern, und andererseits die linke Seite der obern Hälfte mit der rechten Seite der untern harmonirte; in diesem Falle waren dann die Schuhe wieder nach der Farbe des Wammses, die Mütze aber nach der Farbe der Hosen getheilt, so daß also ein vierfacher Wechsel der Theilung stattfand, und das schöne Ebenmaß des menschlichen Körpers auf eine ausgesucht häßliche Weise aufgehoben wurde. Jede Symmetrie mußte absichtlich vermieden werden. Die bunteste geometrische Figur vertheilte sich über den Körper von der Spitze des Hutes bis zur Spitze des Schnabelschuhs, ohne alle Rücksicht auf die Form und den Lauf der Glieder. Zuweilen erschien man dann auch zur Abwechselung, freilich ebenso geschmacklos, in einer einzigen Farbe, z. B. heute in Roth, morgen ganz in Grün vom Scheitel bis zur Fußspitze, daß nur das schmale Gesicht, aber nicht ein einziges Härchen herausschaute. An allen andern Bizarrerien des Mittelalters kranken beide Geschlechter gemeinschaftlich; allein die getheilte Tracht blieb der Männerwelt ausschließliches Eigentum, sie wurde dem schönen Geschlechte doch zu bunt. So wenig dies auch sonst dem Auffallenden abhold war, besaß es doch Schönheitssinn genug, sich vor jener tollen Entstellung zu allen

Zeiten zu bewahren. Die Mode erhielt sich mit kleinen Unterbrechungen viele Jahrhunderte hindurch; schon das 10. Jahrhundert kannte sie, freilich nur als eine Art Livree für den Lehnsmann, so daß an dessen Leib mit der Vertheilung der Farben das Wappen des Herrn, sei es nun schräg getheilt oder quadrirt, oder wie sonst dargestellt war. Der Franzose nannte daher das „gehalwirt Kleid“ nicht nur vêtement mi parti, sondern auch vêtement blasonné. Das 14. und 15. Jahrhundert erhob dann diese Livree zur allgemeinen Mode und suchte ihr die sonderbarsten Figuren abzugewinnen. Selbst im 17. Jahrhundert spukt die Mode noch fort, wenn auch nur an den Uniformen der Gerichtsdiener, Straßenvögte, Pedelle, Hoflakaien, Läufer, Privatbedienten &c. Heute wird in einigen Ländern die getheilte Tracht noch bei Sträflingen gebraucht; so gehen z. B. die württembergischen in Grau und Schwarz, die dänischen in Roth und Weiß getheilt.

Zur Bestätigung dessen, was wir von der getheilten Tracht gesagt, diene hier nur folgende auch in andern Beziehungen interessante Nachricht aus Wien vom Jahre 1336: „Die Kleidertracht dieser Zeit war äußerst mannigfaltig, denn jeder kleidete sich nach seinem Eigendünkel. Einige trugen Röcke mit Aermeln von zweierlei Tuch. Bei andern war der linke Aermel viel weiter, als der rechte, ja sogar bei manchen weiter, als der ganze Rock lang war. Andre hatten beide Aermel von solcher Weite, und wieder manche zierten den linken Aermel auf verschiedene Weise, theils mit Bändern von allerlei Farbe (die oft ellenlang herabhingen), theils mit silbernen Röhrlein an seidenen

Schnüren, und auch mit wohlklingenden Schellen. Dann trugen einige auf der Brust einen Tuchfleck von verschiedener Farbe, mit silbernen oder seidenen Buchstaben geziert. Wieder andre trugen verschiedene Bildnisse auf der linken Seite der Brust, und endlich wickelten sich andre um die Brust ganz mit seidenen Ringen ein. Wieder andre ließen sich die Kleider so enge machen, daß sie solche nicht anders, als mit Hülfe andrer, oder mittelst Auflösung einer Menge kleiner Knöpflein, womit die ganzen Aermel bis auf die Schultern, dann die Brust und der Bauch ganz besetzet waren, an- und ausziehen konnten. Andre trugen Kleider, die um den Hals so weit waren ausgeschnitten, daß man ihnen einen ziemlichen Theil von der Brust und dem Rücken sehen konnte. Einige faßten den Saum des Kleides mit anderfärbigem Tuche ein; andre machten statt der Einfassung viele Einschnitte in die Enden der Kleider (gezattelte Tracht). Man fing auch durchgehends an, Kaputzen an den Kleidern zu tragen, und deswegen hörte damals die vorhin gewöhnliche Haubentracht der Männer auf, woraus man unter den Weltlichen die Christen von den Juden unterscheiden konnte. (Kaputzen sieht man übrigens auch schon auf Bildern des 12. Jahrhunderts.) Manche trugen weniges Haar, andre theilten dasselbe wie die Juden, oder flochten es wie die Ungarn und Cumanen. Auch die Binden um den Leib wurden geändert, und viele trugen statt derselben starke Riemen um den Leib. Die Mäntel wurden so kurz gemacht, daß sie kaum auf die Hüfte reichten. Manche verkürzten an den Oberröcken die Aermel um so viel, daß sie nur bis an die Ellbogen reichten, von da

aber ließen sie einen Lappen wie ein Fähnlein herunterhängen.“ (Fliegende Aermel, eigentlich eine polnische Sitte, waren zu verschiedenen Zeiten bis in's 16. Jahrhundert Mode. Eine Frankfurter Kleiderordnung von 1350 bestimmt, daß die Lappen an den Aermeln der Weiber nicht über eine Elle lang sein sollen.) Als Beispiel der getheilten Tracht führen wir endlich an, daß 1378 in Paris, als der König daselbst von Kaiser Karl IV. besucht ward, die Schöffen und angesehensten Bürger halb weiße, halb violette Röcke trugen. Alle königlichen Offizianten waren ebenfalls in solche halbirte Röcke gekleidet, und zwar der Haushofmeister in Blau und Rehfarben, der Huissier in Blau und Roth, die Schenken und Vorschneider in Weiß und Rehfarben, die Kammerdiener in Silbergrau und Schwarz rc.

Die Bizarrerie der Trachten ging im 14. und 15. Jahrhundert stellenweise so weit, daß die stutzerhafte männliche Jugend sich über die Schultern hinab dekolletirte, ja daß selbst das vor Thorheit nicht geschützte Alter an dieser Sitte theilnahm; sah man doch nicht selten greise Locken auf die nackten Schultern eines achtbaren Bürgers fallen. Begreiflich sind daher wohl die tausendfachen Luxus- und Kleiderordnungen jener Zeit, die freilich meist erfolglos erlassen wurden, so wie die donnernden Strafpredigten, welche wohlmeinende Männer über die närrische und sittenlose Modenwelt ergossen. Zu einer andern Zeit wiederum geht der Rock in's andre Extrem über, indem er nicht nur die Schultern bedeckt, sondern über den Hals hinauf wächst bis

starr unter Kinn und Ohren; da er nicht weiter kann, drängt er die zierlich gefaltete Hemdkrause heraus und schwellt diese zu der dicken, scheibenförmigen, pflugradgroßen sogenannten Radkrause an, auf welcher der Kopf wie auf einem Präsentirteller lag, so daß jede Anmuth der Halsbewegung verloren ging. Diese aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammende Spitzenkrause, auch Stuartkragen genannt, mußte später wieder der immer größer werdenden Perrücke zum Opfer fallen. Diese verdeckte ja den Kragen gänzlich; wozu sollte man also den theuren Stoff der Spitzen unnütz verschwenden und verderben? So schrumpft der breite Kragen naturgemäß auf ein Paar Blättchen zusammen, die unter dem Hals auf der Brust liegen. Diese Blätter, Bäffchen genannt, gehören noch heute in einigen Gegenden zur Amtstracht protestantischer Geistlichkeit, während in andern Gegenden die dicke spanische Radkrause bis auf den heutigen Tag ein Theil der priesterlichen Uniform blieb. So entstehen ja überhaupt alle Volkstrachten und Amtstrachten; beide sind ursprünglich nichts weiter, als früher allgemein herrschend gewesene Moden, die später von der Gesammtheit abgelegt wurden, sich aber in vereinzelten Gauen, oder bei einzelnen Korporationen und Ständen erhielten. In vielen unsrer ländlichen Volkstrachten erkennen wir noch heute die steifen spanischen Moden des Mittelalters oder dessen ganzen abenteuerlichen und phantastischen Geist; der kurze Rock und der Filzhut des baierischen Bauern erinnern uns an die Zeit des 30-jährigen Krieges, und Ludwigs XIV. Perrückenstaat zeigt sich noch deutlich an dem langen Schooßrock, den Schnallen-

schuhen, Strümpfen, Kniehosen und dem aufgekrämpten Hut der schwäbischen Bauern.

Der Spitzenkragen verwandelte sich aber nicht nur in die Bäffchen, sondern ging noch andre Metamorphosen ein; so rührt von ihm auch die weiße Binde à la Van Dyk her, die um den Nacken lag und mit den spitzenbesetzten Enden sich fächerartig auf der Brust ausbreitete. Die Spitzenenden wuchsen später unter dem steigenden Spitzenluxus so an, daß sie schließlich durch ein Knopfloch des Rocks gezogen wurden. So tragen sich die Feldherrn Ludwigs XIV. auf den Gemälden. Die Spitzen fanden überhaupt zu allen Theilen der Toilette die reichlichste Verwendung; die Damen z. B. umwanden damit die Kissen und Drahtgestelle, mit denen sie ihre grotesken Kopfpyramiden aufbauten. Die Fabrikation der Spitzen kam zu Ende des 16. Jahrhunderts in Aufnahme; ihre Leichtigkeit und Feinheit, ihr mysteriöser Reiz, den sie durch das halbe Verschleiern und das halbe Sichtbarmachen hatten, verschaffte ihnen eine außerordentlich rasche Verbreitung und große Beliebtheit, und zwar nicht nur bei den Frauen, sondern auch bei den Männern, mochten es nun Generale, Staatsmänner, einfache Bürger oder Stutzer sein. Spitzen umsäumten den Rand des Huts, umflatterten Hals, Brust und Hände, folgten allen Nähten und Säumen der Kleidung, hingen sich als Rosetten an Schultern und Kniee, besetzten die Ränder der Degenkuppel, und füllten sogar die ungeheure Weite der umgekrämpten schlappen Stulpstiefeln aus. Solchen spitzengeschmückten Stiefel trug ebensowohl der Offizier im wilden Schlachtgetümmel, als der

zahme Pariser Löwe, wenn er vor dem Hôtel royal flanirte.

Die Damenkleider wechselten besonders hinsichtlich ihrer Länge nach unten und oben sehr häufig; bald trug man lange und schwere Schleppen, bald waren kurze und enge Kleider Mode. Hatte man zu einer Zeit die Dekolletirung bedenklich weit getrieben, so zeigte sich dagegen zu einer andern Zeit wiederum das entschiedene Bestreben, das verderbliche Fleisch wenn möglich überall zu verdecken, ja selbst das Angesicht zu maskiren. Die Maske, die heute nur noch zur Karnevalszeit auftritt, ist eine vormals Mode gewesene allgemeine Tracht. Es konnte sogar vorkommen, daß auf einem und demselben Ballfeste die größten Extreme, Damen in mangelhaftester und in übermäßigster Bekleidung sich neben einander fanden; während die eine Dame so dünne, transparente Stoffe anlegte, daß Form und Farbe ihrer Reize durchschimmerten, so umhüllte dagegen die andre den ganzen Körper dicht und ängstlich mit weitwallenden Kleidermassen, und drückte die Brust durch ein panzerartiges Schnürleib glatt. Diese Verunstaltung war dem Altertum stets fremd geblieben, wo der Busen für Aphroditens schönste Zierde galt und dem Weib ein vorzüglicher Gegenstand der Sorgfalt war. Von den Schnürpanzern aber, sowie von den Schleppen reden wir in andern Kapiteln ausführlicher.

Ein Lieblingsplatz bizarrer Toilette war ferner von jeher das Haupthaar und die Kopftracht. Die Erfindungsgabe des menschlichen Geistes kann sich wahrlich mit Erfolg an der verschiedenen Gestaltung des Haupthaars be-

währen. Seit den ältesten Zeiten hat man diese natürliche Zierde jeder möglichen Kunst unterworfen und alle erdenklichen geschmackvollen und geschmacklosen Formen daraus geschaffen. Schon Ovid erklärte, er wolle lieber die Eicheln an einer großen Eiche oder die Bienen des Hybla aufzählen, als alle weiblichen Frisuren. Und von Ovids Zeit bis heute hat die Mannigfaltigkeit derselben noch erheblich zugenommen. Die Russen haben ein Sprichwort, das jedoch auch in Deutschland, und zwar schon im 14. Jahrhundert vorkommt: „Die Weiber haben langes Haar und kurzen Sinn.“ Um es nun mit dem schönen Geschlechte, an dessen Kostüm wir schon so manches bekrittelt haben und noch bekritteln werden, nicht zu verderben, wollen wir dieses Sprichwort folgendermaßen modifiziren: „Die Weiber haben langes Haar und vielen Sinn — nämlich dasselbe schön zu frisiren.“ Im Mittelalter trugen sie es bald in schön gekräuselten Locken, bald schlicht herabfallend und völlig aufgelöst auf den Schultern liegend, bald aufgebunden, in die Höhe gestrichen, um die Stirn von einem Blumenkranz, einem schmalen goldenen Band oder einem farbigen Reifen mit bunten Federn zusammengehalten. Endlich kommt es sogar vor, daß das Haar von Stirn und Schläfen wegrasirt wird; was übrig bleibt, verbirgt man unter einer matronenhaften Haube, und zwar so, daß sich auch nicht ein Härchen darunter hervorstehlen darf. Die weiblichen Hüte, die heutzutage fast mikroskopisch werden, nahmen zu andern Zeiten kolossale Formen an und gingen ins Ungeheuerliche. Eine Art davon war durch einen Schleier, der gleich einem

Segel quer gespannt ward, so breit, daß die Damen nur seitwärts durch die Thür gehen konnten. Eine andere Art bestand aus einem mehrere Fuß hohen, spitzen und farbigen Kegel, von dessen Spitze ein Schleier bis hinten auf den Boden herabfiel. Dieser Kopfaufsatz glich einem Horn, und man sagte damals, die Damen gingen deshalb nicht in die Kirche, um ihr Horn nicht am Thürsturz abzubrechen. Im Uebrigen konnte man nichts gegen diese Sitte der Weiber, sich selbst Hörner aufzusetzen, vorbringen.

Das Haar des Mannes war bald länger, bald kürzer, bald gesalbt, bald in einer Fülle kleiner Locken gebrannt, während man den Bart meist rasirte. Ganz geschoren wurde der Kopf den Narren, was daraus erhellt, daß man sie mit den Mönchen wegen deren Tonsur verglich. Geiler von Kaisersberg, der bekanntlich katholisch war, ist so frei zu äußern: „Die Franziskaner sind geschoren, wie die Narren, im Gesicht bedeckt als unehrliche Schandbuben und mit Stricken gebunden wie Diebe." Vielleicht ist die Sitte der Kahlköpfigkeit aus dem Altertum in das Mittelalter übergegangen; denn bei den Griechen waren auch schon der Lustigmacher und die Mimen geschoren, und bei den Römern durften die Moriones ebenfalls nicht mit behaartem, sondern nur mit kahlem Schädel vor ihren Gebietern erscheinen. Die Zahl der männlichen Kopfbedeckungen im Mittelalter war Legion; was an Formen nur denkbar ist für Filz, Sammet und Seide, hoch und niedrig, breit und schmal, spitz und stumpf, steif und schlaff, geflochten und gewunden, alles ward gesehen.

Moscherosch sagt in seinem Philander von Sittewald von den Hüten: „jetzt wie ein Ankenhafen, dann wie ein Zuckerhut, wie ein Cardinalshut; da ein Stilp ellenbreit, dort ein Stilp fingersbreit, dann von Geißenhaar, dann von Kameelshaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar; dann ein Hut als ein Schwarzwälderkäs, dann wie ein Schweizerkäs, dann wie ein Münsterkäs." Man begnügte sich selbst mit einem bunten Reif um die Locken; vielleicht saß daran über der Stirn ein Goldschmuck, in welchem dann eine hohe Feder steckte; oder man trug zwei Hüte zugleich, einen auf dem andern, und nahm beim Grüßen nur den obern ab. Ausführlicher müssen wir hier einer kugelförmigen, beiden Geschlechtern gemeinsamen Kopfbedeckung gedenken, welche noch einen Theil der heutigen Narrentracht ausmacht, nämlich der Kugel, Gugel, Kogel, Gogel, Koggel, Kagel, Kaggel &c., vom lateinischen cucullus, ein im Hochdeutschen veraltetes, in einzelnen süddeutschen Gegenden aber noch gebräuchliches Wort. Luther scheint sich desselben mehr im Sinne eines türkischen Turbans zu bedienen, wenn er in der Uebersetzung des Hesekiel 23, 15. sagt, daß die Babylonier und Chaldäer bunte Kogeln auf ihren Köpfen getragen. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß im Laufe der Zeiten die Mode mehrmals die Form der Gugeln geändert hat, so daß mancherlei Arten von Kopftrachten beider Geschlechter diese Benennung führten. Die Studenten und Magister verwendeten zu ihren Gugeln sehr viel unnützes Tuch. Noch zur Zeit des Nicodemus Frischlin trugen die Professoren Gugeln, die den Narrenkappen durchaus ähnlich

waren; als der kurpfälzische Rath Lorenz Zinkgref dies dem Frischlin scherzweise vorhielt, erwiderte dieser: „Herr Licentiat, wir tragen unsre Narrenkappen offenbarlich, ihr aber tragt eure Narrenkappen unter dem Mantel verborgen.“ Faust schreibt in der Limburger Chronik vom Jahr 1351: „Die Kogeln waren um diese Zeit groß. Etliche trugen Kogeln, die hatten vorne einen Lappen, und hinten einen Lappen, die waren verschnitten und verzattelt.“ Vom Jahr 1362 meldet die Chronik, daß die jungen Männer fast alle geknaufte Kugeln wie die Frauen trügen, und daß sich diese Zierde schon mehr als 30 Jahre in der Mode erhalten. Vom Jahr 1389 heißt es weiter, daß Ritter und Knechte, Bürger und reisige Leute Hundskugeln, so wie die Frauen Bohemische Kugeln trügen. „Die gingen da an in diesen Landen. Diese Kogeln storzt eine Frau auf ihr Haupt, und stunden ihnen vorne auf zu Berge über das Haupt, als man die Heiligen malet mit dem Diadement.“ Ebenfalls in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sagt Jakob von Königshofen in seiner Elsässischen Chronik Cap V. §. 150: „Die Mönche einiger Orden tragen Kugelhüte. Diese worent ohne Knopphel, und hetten stumpfe Zipphel und worent wohl einer Spannen lang.“ In Niedersachsen war solche Kugel noch im Anfang des 15. Jahrhunderts eine allgemeine bürgerliche Kopftracht. Scriptor. Brunsvic. Tom. III. p. 460 heißt es, wenn Jemand den Bürgereid geleistet hatte: „so antwortete (verlieh) öme der Burgermeister de Burgerschop (Bürgerrecht), also dat he öne tasten leth (anrühren ließ) an sine Koggeln edder an sinen Havet

(Haupt).“ Die Kaminkehrer und Bergleute haben die Tracht aus Zweckmäßigkeitsrücksichten bis heute beibehalten; in der Sprache der letzteren heißt das Sprichwort: „Die Kugel an die Kaa oder Kaue (eine breterne Hütte über dem Schacht) nageln“ so viel als „viel Unfug beim Zechen treiben.“

Den Begriff eines Hutes müssen wir von der Gugel ganz fern halten; sie ist eben nichts Andres, als eine Kapuze, an einen Kragen desselben Stoffs, Goller, befestigt, der Schultern und Hals rings umschließt. Wenn sie übergezogen war, blieb vom Kopf nichts zu sehen, als das rings umrahmte Gesicht; Haar, Hals, Ohren und selbst das Kinn waren völlig verhüllt. In Böhmen trieb man die Vermummung noch weiter, indem man die Gugel vor dem ganzen Gesicht zuknöpfte, und nur die Augen sahen aus Löchern heraus; zum Gespräch, zum Essen und Trinken mußte das Gesicht aufgeknöpft werden. Die ganze äußere Erscheinung des Menschen erhielt durch diese Mode etwas Mystisches, einen finstern und mönchischen Charakter; um denselben etwas zu mildern, wählte man für die Gugel die hellsten und am kräftigsten wirkenden Farben, als Gelb, Hellgrün, Rosa, Purpur, Hochroth, Weiß mit Gold ꝛc., oder es war außerdem der farbige Stoff am Gesicht mit Pelzwerk eingefaßt. Nehmen wir dazu noch einen langen, gleichfarbigen oder buntgedrehten Schwanz, der von der Spitze der Kapuze bis auf die Wade oder selbst bis auf den Boden herabfiel, so müssen wir auf eine phantastisch seltsame Zeit schließen, die ihre Köpfe in eine so lustig-ernste Verhüllung stecken

konnte. Die Tracht hatte offenbar etwas Närrisches an sich, und mußte, wenn sie aus der Mode kam, doch den Narren verbleiben. Wir sehen daher im du Tilliot eine Gugel abgebildet, wie sie von der Gesellschaft der Narrenmutter zu Dijon vormals getragen wurde, (Mémoires pour servire à l'histoire de la fête des foux par du Tilliot, in den angehängten Kupfern No. 8.); und in den alten Holzschnitten zu Brants Narrenschiff sind an die Narrenkleider Narrenkappen befestigt, ganz wie die Kaputzen an die Kutten der Mönche. Der berühmte Erasmus von Rotterdam meint sogar in seinem Gespräch, betitelt „die reichen Bettler oder die Franziskaner", es herrsche überhaupt eine große Aehnlichkeit zwischen der Narrenkleidung und der Franziskanertracht; diese Aehnlichkeit sei vollständig, wenn man den Franziskanern noch Eselsohren und Schellen hinzufüge. Der Franziskaner Konrad antwortet darauf, daß die Kleidung seines Ordens vormals von armen Leuten und Bauern getragen worden, von denen sie der heilige Franziskus als ein schlichter und ungelehrter Mann entlehnt habe; übrigens wären die Franziskaner in der That die Narren der Welt. Wir sehen also, daß die Gugel von fast allen Ständen getragen wurde, sie konnte daher ebenso wenig wie die getheilte Tracht als ausreichend charakteristisch für die Narren gelten; man flickte ihnen deshalb noch Eselsohren an. Die erste Idee dazu gab vermuthlich die Fabel des Aesop vom Esel mit der Löwenhaut, dessen Ohren immer hervortraten, er mochte sich verbergen, wie er wollte. Ebenso singt von den Narren Sebastian Brant:

Verbürg man einen Narren hinder der Thür,
Er streckt die Ohren doch herfür.

Und bei demselben Dichter sagt der gelehrte oder Büchernarr:

Ob ich schon hab ein groben Sinn,
Doch so ich bei den Gelehrten bin,
So kann ich Ita sprechen jo,
Des Teutschen Orden bin ich froh;
Denn ich gar wenig kan Latein,
Ich weiß, daß Vinum heißet Wein,
Guclus ein Gauch, Stultus ein Thor,
Und daß ich heiß Domine Doctor.
Die Ohren sind verborgen mir,
Man säh sonst bald eines Müllers Thier.

Im 15. Jahrhundert waren die Eselsohren schon ein Prädikat und ein Schmuck der Narren. Der Anführer von der Gesellschaft der Sorgenlosen Kinder, Enfans sans souci, in Frankreich, genannt der Narrenkönig, trug statt des Diadems eine Kappe mit zwei Eselsohren; alle Jahre hielt er mit seinen Unterthanen einen feierlichen Einzug in Paris. (Flögel, Gesch. der Kom.. Literat. Bd. IV). In der alten englischen Komödie kam vormals eine lustige Person, Namens Vice, vor, deren Tracht in einer langen Jacke, einer Narrenkappe mit Eselsohren und einem hölzernen Schwerte bestand; ähnlich trug sich auch in Deutschland später der Schalksnarr, Hanswurst, Harlekin, Speivogel, Freudenmacher, Pickelhäring, Possenreißer, Scaramutz, Curtisan &c. Die lustige Gesellschaft der Hörnerträger (Cornards), die zu

Rouen und Evreux im 15. und 16. Jahrhundert blühte, verpflichtete ihre Brüder auf dem Hut einen Hasenschwanz und statt der Halsbinde einen Fuchsschwanz zu tragen, um desto sicherer Gelächter zu erwecken. So erzählt Scaliger, wenn man bei den Alten Jemanden hätte lächerlich machen wollen, so hätte man ihm im Schlafe Hörner auf den Kopf gesetzt oder einen Fuchsschwanz angebunden. Die Ehehörner rühren übrigens vom Kaiser Andronicus her, welcher zuerst denjenigen, mit deren Weibern er einen intimeren Umgang pflegte, große Jagdgerechtigkeiten ertheilte; der glückliche Ehemann erhielt als Zeichen seines Privilegs ein Hirschgeweih an die Hausthüre geheftet, und von der liebevollen Gattin, der er diese kaiserliche Gnade und Auszeichnung verdankte, entstand unsre allbekannte Redensart. Das Wort Hahnrei rührt wohl von dem Hahnenkamm her, welcher ebenfalls zum Narrenputz gehörte; unter diesem Hahnenkamm ist ein ausgezackter Streifen rothen Tuches zu verstehen, welcher auf der Gugel vom Anfang der Stirn bis in den Nacken lief. Vielleicht stammt diese thierische Nachahmung auch schon aus dem Altertum; denn Lucian gedenkt eines Lustigmachers mit geschorenem Kopf, auf dessen Wirbel die wenigen vorhandenen Haare in Form eines Hahnenkamms zusammengefaßt waren. Der Engländer nennt noch jetzt den Narren oder Gecken schlechtweg Coxcomb, Hahnenkamm; seine Ausdrücke cuckold und cuckoo aber, so wie das französische cocu hängen ja offenbar mit dem lateinischen cucullus und unsrer Gugel zusammen.

Zu den uralten Waffen oder Ehrenzeichen der Narren

gehört auch der sog. Narrenkolben, welcher anfänglich nichts Andres war, als die Pflanze, Typha Linnaei, die noch heute diesen Namen trägt, auch wohl Narrenscepter (Sceptrum Morionis) genannt wird und walzenförmige, dicke, schwarze Kolben hat. Später machte man diese von Leder nach in Form einer Herkuleskeule, und der Narr bediente sich ihrer entweder andre zu necken, oder aus Nothwehr gegen andre, welche ihn neckten. Gewöhnlich befand sich ein Riemen am Kolben, so daß man diesen am Arm hängen lassen konnte. Der alte Brant gedenkt seiner in den Versen:

Ein Sackpfeif ist der Narren Spiel,
Der Harfen achtet er nicht viel;
Kein Guth dem Narren in der Welt
Baß denn sein Kolb und Pfeif gefällt.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß die getheilte Tracht sowohl wie die Gugel, beide mehrere Jahrhunderte hindurch als allgemeine Volkstracht gebräuchlich, in einem andern ernstern Zeitalter aus der Mode kommen, und von da an bis heute nur den Narren verbleiben. Ganz dieselbe Beobachtung machen wir an der Mode der Schellentracht, die als Abzeichen für die Narren in noch höherm Grade charakteristisch blieb, nachdem sie länger als zwei Jahrhunderte selbst für den ehrbarsten Bürger und den vornehmsten Ritter bestanden hatte. Heute ist die Schellenkappe nur das Symbol des Clowns, und hat doch einst auf manchem vernünftigen Haupte gesessen. Tempora mutantur, nos et mutamur in illis. Wir können uns in unsrer vernünftig sein wollenden Zeit kaum noch etwas

Tolleres denken, als den harlekinartigen Anstrich, den das buntscheckige Gewand des Mittelalters ohnehin schon dem Menschen verlieh, noch durch ein beständiges Geklingel zu vergrößern und ein vernunftbegabtes Wesen wie ein Schlittenpferd oben und unten, hinten und vorn mit ganzen Reihen großer Schellen und Glocken zu behängen. Am Kopf und Hals, am Kragen, an den Schultern und Ellbögen, an den Armbändern und Knieriemen, um den Gürtel und am Saum des Kleides, auch anstatt der Knöpfe, selbst auf den Spitzen der Schuhe, überall klingelte es; oft saßen bloß am Achselbande 24 Glöcklein. Die Narren trugen auch an ihren Eselsohren Schellen und an der Gugel, wo sonst der Hahnenkamm verlief. Es entstand sogar das Sprichwort: „Je größer der Narr, desto größer die Schellen.“ Erasmus hält die Schellen am Narren gewissermaßen für Warnungsglocken, daß Niemand den Träger derselben beleidige, wenn dieser etwas Närrisches und Ungebührliches sagte oder thäte, was sonst einem verständigen Mann nicht ungestraft hingehen würde. Man könnte auch annehmen, daß die Schellen das kindische Gebahren der Narren ausdrücken sollten, die am Geklingel sich wie die Kinder oder die Wilden erfreuten. Oder sollte die Schelle gar ein Symbol ihrer Plauderhaftigkeit sein, daß sie alles heraussagten, was sie auf dem Herzen hatten? Mögen dies immerhin nur Vermuthungen sein, so ist es jedenfalls Thatsache, daß man überhaupt die Schellentracht am Ende lächerlich und narrenhaft fand, und daß man daher diese Mode, die man von den Pferden und Maulthieren auf

die Menschen verpflanzt hatte, zuletzt auch wieder den Thieren und außerdem nur den dummen Narren überließ. Fand man doch auch die stolzen Fontangen und hohen Thurmhauben zuletzt lächerlich und abgeschmackt, die vordem ein Putz der vornehmsten Damen gewesen waren.

Der Ausdruck Schellentracht ist eigentlich nicht richtig, da die Schellen garkeine Tracht, sondern nur einen Putz oder Schmuck, eine verschönernde Zugabe zu allen möglichen Arten von Trachten bildeten, die in mehreren Jahrhunderten herrschten; man würde also besser Schellenschmuck sagen, wiewohl Schellentracht allgemein gebräuchlich ist. Dabei werden unter Schellen nicht nur die heutigen Schlittenrollen, sondern auch wirkliche Glöckchen und andre klingende Metallkörper verstanden. Die Gestalt der Schelle ging auch ins deutsche Kartenspiel unter der gleichen Benennung über; das Wort kommt aber her von Schall, wie aus Reineke Voß Buch I. Cap. I. hervorgeht: „Dar quemen veele Heren mit grotem Schal.“ Es waren nämlich zu Anfang nur die Fürsten und vornehmsten Herren, welche Schellen anlegten und sich durch diesen Schmuck vor dem geringen Volk auszeichneten. Besonders bei feierlichen Aufzügen und Hoffesten erschienen die Kavaliere und Damen mit Schellen, und die Mode kam gerade deshalb auf, damit man im Gedränge des zuschauenden Pöbels sofort eine Person von Rang hören und ihr Platz machen konnte. Die Mode galt daher für vornehm, weil sie nur der nobeln Welt angehörte, und es entstand das Sprichwort: „Wo die Herren sind, da

klingeln die Schellen;" hier sind die Herren nicht etwa, wie man glauben könnte, im Gegensatz zu den Damen zu verstehen, sondern im Gegensatz zum niedern Volk, welches mit der Mode erst allmählig nachhinkte. Tenzel führt aus einer alten Chronik Folgendes an: „Anno 1400 bis man schrieb 1430 war so ein großer Ueberfluß an prächtigen Gewant und Kleidunge der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vor niemals gehört worden; da trug man silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von 10, 12, 15, und bisweilen 20 Marken. Etliche trugen rheinische Ketten von 4 oder 6 Marken sammt köstlichen Halsbändern, großen silbern Gürteln und mancherlei Spangen." Von einigen zu Göttingen 1370 und 1376 stattgehabten Ritterspielen erzählt eine Chronik „dat olde bok" ausdrücklich, daß die anwesenden Damen alle wunderschön gewesen seien, mit purpurnen Kleidern angethan, hätten hinten dicke Wülste und um sich klingende Gürtel und Borten mit Schellen gehabt, so daß, wenn sie gingen, es gelautet habe: Schur, Schur, Schur, und Kling, Kling, Kling. (So wird der Unterschied zwischen dem Ton der Schellen und Glöckchen bezeichnet.)

Zu Nürnberg beschäftigte sich im 15. Jahrhundert ein eignes Handwerk mit Schellenmachen, obwohl schon 1343 eine Kleiderordnung daselbst erlassen war, in der es heißt: „Auch soll ferner kein Mann noch Frau keinerley Glocken, Schellen, Blumen, Blätter noch keinerley von Silber gemacht hangend Ding an keinen Ketten noch Gürteln nicht tragen bei 3 Fl. Strafe täglich." (Dieser

Satz scheint beiläufig eklatant beweisen zu sollen, daß sich im Deutschen ebenso wie im Griechischen mehrere Negationen nicht aufheben, sondern verstärken.) Im Jahr 1411 wollte der Rath zu Ulm das die Andacht störende Geklingel in der Kirche nicht länger dulden, und verordnete in seinem noch vorhandenen rothen Buche Fol. 136: „Kein Mannsbild solle weder Federn, Kränze noch Glocken und Schellen in die Kirche tragen.“ Unser Klingebeutel, dem es noch erlaubt ist, in der Kirche zu klingeln, ist auch wohl ein Ueberbleibsel der alten Schellenmode.

Fischart gedenkt der Schellen in seinem Gargantua cap. IX.: „Zu seinem Leibrock nahm man 1800 Ballen Genuesischen Karmosin-Sammet, ein fein Wappenröcklein, darein silberne Schillelein und Flinderlein zum Thurniren und Schlittenfahren an Kettlin hiengen. Denn solches war damals der Brauch, daß man mit einem klingenden Geprang und prangenden Geklang, als wann der hohe Priester ins Heiligthum gieng, auf dem Platz erschien. Seither aber die Thurnier, das ist die Adels Probier sind abgangen, haben die Fuhrleut ihren Gäulen die Schellen angehängt. Ist dannoch besser, als wenn mans den Saumeseln, Müllereseln und Collmarischen Misteseln anhängt, denn man kennt sie ohn das, und sie einander noch baß.“

Wir erinnern hier endlich an eine Stelle in George Rollenhagens allegorisch-satirischem Thiergedicht, dem Froschmäusler, wo es von der Rüstung des Mäusekönigs heißt:

Der König aber insonderheit
Hat augethan ein Wunderkleid,
Eines kohlschwarzen Maulwurfs Haut,
Dafür den Mäusen selber graut.
Zu schürzen er sich auch anfing
Mit einem güldnen Gürtelring,
Daran viel schöne Glöcklein hingen,
Die prächtig konnten einherklingen.

Der Schellenschmuck ist übrigens uralt und stammt aus dem Orient; schon die persischen Fürsten trugen ihn, und im Talmud erhalten die Kinder der Könige die spezielle Erlaubniß, am Sabbath mit Schellen zu gehen. Es galt diese Mode also schon bei den Juden für etwas Vornehmes. Daß aber auch die Narren im Orient Schellen getragen, beweis't Paul Lucas, wenn er schreibt: „Unterwegs begegnete uns ein tartarischer Fürst, der nach Mekka zog; er hatte wohl hundert Menschen theils zu Pferde, theils zu Fuß bei sich, die bloß mit Lanzen und Säbeln bewaffnet waren. Er hatte 5 bis 6 Weiber bei sich, die zu Pferde saßen, und Chaouls, die vor ihm hergingen. Diese Chaouls hatten an ihren Mützen Schellen hangen, sie sind die Hofnarren des Fürsten. (Voyage de Paul Lucas au Levant. Tom II. p. 31.)

Das alte Testament erwähnt schon den Schellenschmuck Aarons und der Hohenpriester, „daß man ihren Klang höre, wenn sie aus- und eingingen ins Heiligtum, auf daß sie nicht stürben," wie es II. Mose 28. 35. ausdrücklich heißt. So sagt Sirach 45. 11.: Und hing viel goldne Schellen und Knäufe umher an ihn, daß es klänge,

wenn er aus- und einginge und der Klang gehört würde im Heiligtum, damit seines Volks vor Gott gedacht würde.“ Die Schellen, die der Hohepriester am Saum seines himmelblauen Oberrocks trug, waren von Gold, und zwischen ihnen hingen ebenso viele den Granatäpfeln ähnliche Kugeln von blauer oder purpurner Wolle. Die Anzahl der Schellen und Granatäpfel soll nach einigen je 12, nach andern je 72, nach noch andern sogar je 366 (spielt darin das Schaltjahr eine Rolle?) betragen haben. Zähle man 12 Schellen, so zeige das, wie man sagt, die 12 Apostel an; zähle man aber 72, so wäre das etwa die Zahl der Jünger Jesu, und wie die Schellen am Hohenpriester hingen, so die Apostel und Jünger an Christo. Der Sinn und Zweck der Schellen hat überhaupt mancherlei Auslegung erfahren. Sie bedeuteten danach den Schall des Evangeliums, der in alle Lande ausgehen solle, oder sie sollten andeuten, daß alles, was sonst an bösen Worten erschollen wäre, durch das Läuten des Hohenpriesters übertönt und wieder versöhnt würde, oder letztres sollte gar dazu dienen, daß man immer an den jüngsten Tag und das Ende der Dinge denke, 2c.

Vom Orient soll sich die Schellenmode zuerst nach Griechenland, von da nach Frankreich, dann nach Deutschland und dem Norden verpflanzt haben. Flögel (Geschichte der Hofnarren p. 63.) meint, daß zuerst die christlichen Bischöfe und Priester den Schellenschmuck des alten Testaments nachgeäfft hätten. Es liegen allerdings Beweise vor, daß die Chorkappen und Meßkleider reichlich mit Schellen behangen waren, und es ist nicht unmöglich, daß

letztre gerade von den geistlichen Würdenträgern auf die Edeln weltlichen Standes übergingen. Schon an den Hunnen, die im Jahr 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg gefangen wurden, fanden sich goldene an den Kleidern hangende Glöckchen. Diese Nachricht steht jedoch zu vereinzelt da, um daraus mit Sicherheit auf ein so hohes Alter des Schellenschmucks schließen zu können. Vielleicht brachten uns die Kreuzfahrer die Mode aus dem Morgenlande mit. Jedenfalls steht fest, daß im 12. und 13. Jahrhundert sowohl an den Kleidern und Waffen der Ritter, als am Geschirr ihrer Turnierrosse sich Schellen befanden. Beweise hierfür finden wir in den Nibelungen, im Parcival, in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst und mehreren anderen Werken, so wie in den alten Abbildungen und Epitaphien. Als allgemeine Mode aber, die auch von gemeinen Leuten mitgemacht wurde, existirten die Schellen mit Sicherheit erst vom 13. bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts; von da an starben sie allmählig aus und wurden, wie wir gesehen, ein Theil der Narrentracht. Nach dem höhern Norden gelangten sie vielleicht zu Anfang des 14. Jahrhunderts; in einer alten schwedischen Reimchronik, die J. Hadorph 1674 drucken ließ, hieß es von dem mecklenburgischen Herzog und nachmaligen König in Schweden, Albrecht, welcher 1361 starb:

Een kom ey så arm af Tyskeland
Hade han et Swert i sin Hand
Kunne han dantza, springa ok hoppa
Han skulla ju hafwa skall, och förgylta Klocka.

(Käm Einer noch so arm aus deutschem Land,
So hat er doch ein Schwert in seiner Hand,
Und kann er tanzen, hüpfen und springen,
Da müssen seine vergoldeten Glocken dazu klingen.)

Zeitgenossen der Schellen waren die sogenannten Schnabelschuhe oder Kraniche, die fast genau mit jenen zusammen sowohl aufgekommen als auch ausgestorben zu sein scheinen. Nach Beckmann (Vorrath kleiner Anm. 1795) soll der Graf Fulio von Anjou ums Jahr 1087 zuerst diese Mode in Frankreich aufgebracht haben; ob seines Podagras oder seiner Hühneraugen wegen, darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig. Nach andern Nachrichten waren die Schnabelschuhe übrigens schon bei den Römern unter dem Namen Calcei uncinati oder repandi gebräuchlich. Zur Verbreitung derselben trug wesentlich ein gewisser Robert bei, der zu Ende des 11. Jahrhunderts am Hofe Wilhelms II. von England lebte. Er ließ die Spitzen seiner Schuhe wie Hörner aufwärts krümmen, und erhielt daher den Beinamen Cornardus, (warum nicht Cornutus?) Nach Flögel (Kom. Literat. Bd. I. p. 177) ist erst König Heinrich II. von England, welcher 1189 starb, der Schöpfer dieser Mode gewesen, und zwar eines langen Gewächses wegen, das seinen Fuß verunstaltete. Jedenfalls fanden die Schuhe anfänglich den meisten Anklang bei den Engländern, die von jeher auf großem Fuße lebten, und die man sogar im 13. Jahrhundert jener Mode wegen aus Spott als geschwänzte genannt findet. Im Jahre 1212 verbot das Concil zu Paris, 1365 dasjenige zu Angers den Geist-

lichen das Tragen der Schnabelschuhe als sittenverderbend. Sie hießen damals Sotulares de polena oder poulenna oder poulainia, woher das französische Poulaine, Schiffsschnabel, herrührt. Karl VI., welcher 1422 starb, ließ einstmals in Paris ausrufen, daß kein Schuster Schnabelschuhe machen und kein Krämer sie verkaufen solle bei hoher Strafe, da sie eine schändliche Entstellung wohlgebildeter Füße wären. Gleichwohl trug sein Nachfolger Karl VII. selber noch 1461 ziemlich lange Schuhe. Eine päpstliche Bulle von 1480 scheint sie dann in der That etwas beschränkt zu haben. Es war aber diese Mode so bizarr und zwecklos, daß, als sie endlich abkam, selbst die Narren sie nicht aufbewahrten.

Die Schnabelschuhe waren bald aufwärts gekrümmt und mit Werg, Wolle oder Baumwolle steif ausgestopft, bald schlugen sie schlaff um die Beine herum, und wurden, um beim Gehen nicht allzu hinderlich zu sein, am Knie oder Schienbein mit goldnen Kettchen befestigt; wenigstens behauptet Letzteres Beckmann (a. a. O. p. 40 u. 62.) Selbst mächtige Könige und Herrscher mit der Krone auf dem Haupt und dem Hermelin um die Schultern sah man zugleich mit ellenlangen Schnäbeln an den Füßen. Die Länge der Schnäbel soll sich sogar nach dem Range des Eigentümers gerichtet haben; keinenfalls aber wurde dies Rangmaß immer innegehalten. Beide Geschlechter bedienten sich der Schnabelschuhe als einer alltäglichen Tracht, und selbst wenn keine eigentlichen Schuhe getragen wurden, sondern der Hosenstrumpf blos mit einer Ledersohle versehen war, so durfte doch auch hieran ein

Schnabel nicht fehlen, der die Zehen mindestens um 12 Zoll überragte. In ihrer Blüthezeit erreichten die Schnäbel sogar die Länge von 2 bis 3 Schuh, wurden mit Schnitzwerk verziert, mit Silberblech oder andrem Metall überzogen und erhielten an ihren Enden die Form von Klauen, Hörnern, oder gar von menschlichen Gesichtern.

Als die Schuhe endlich ihre Schnäbel verloren, schlugen sie, wie sich dies an so manchen Modethorheiten beobachten läßt, gerade ins entgegengesetzte Extrem um, und wurden vorn an den Zehen so breit, daß die sogenannten Kuhmäuler oder Bärentatzen, wie man die neue Façon nannte, kaum minder auffallend erschienen, als ihre abenteuerlichen Vorgänger. Zum Ueberfluß hatte solches Kuhmaul zuweilen wirklich, wie der Name andeutet, vorn eine Oeffnung, in die man etwas hineinschieben konnte.

Hiermit nehmen wir Abschied vom Mittelalter, dessen phantastischer, wilder und abenteuerlicher Charakter sich uns so deutlich in seiner Trachtenwelt abgespiegelt hat. An Narrheiten fehlt es aber, wie wir sehen werden, auch der Neuzeit nicht; ist doch die Lust am Lächerlichen, Bizarren, Narrenhaften dem Menschen einmal angeboren, und wird die Welt gerade so lange voller Narren sein, wie sie überhaupt noch steht. Die weisesten unter den Menschen, die von jeher mit ihrem Verstand unsern Planeten erleuchten, haben dies einstimmig anerkannt. Der Seelsorger Schuppius in Hamburg meinte sogar, es wären in der Welt fast mehr Narren, als Menschen; ob die Rechnung richtig sei, mag der Herr verantworten.

(Schuppii Lehrreiche Schrift. p. 1121.) Seneca sagt offenherzig: „Wenn ich mich an einem Narren belustigen will, so brauche ich ihn nicht weit zu suchen, sondern nur mich anzusehen. Jeder hat seinen Narren in sich.“ Selbst der sogenannte vernünftige Mensch hat doch irgend einen kleinen moralischen Fehler, eine geistige Abnormität, die ihn bei etwas höherer Potenz, bei einer weitern Entwicklung ins Irrenhaus bringen kann. Demokrit belachte die allgemeine Narrheit und Heraklit beweinte sie. Vater Brant reiste nach Narragonien und brachte ganze Schiffsladungen von Narren nach Hause. Geiler von Kaisersberg hielt, durch Brants Beispiel ermuntert, eine neue Musterung über das Narrenheer und stellte es, in der Kirche „Zum alten Peter“ in Straßburg, in 110 Predigten von der Kanzel, in Reih und Glied. Der große Erasmus wanderte mit der Meßschnur in der Hand und mit spähendem Blick durch alle Gegenden der Narrenprovinz, vom Palast des Königs bis in die Hütte des Bettlers, und vom stolzen Vatikan bis in die schmutzige Clause des geringsten Ordensbruders. Professor Rhodus in Marburg ließ unter andern Sachen auch einen Haufen Narren an sein Haus malen, und sich selbst mit einem Uringlas mitten unter ihnen. Als einst ein vornehmer Herr vorüber ging und bemerkte: „An dem Hause stehn trefflich viel Narren“, so rief Rhodus, der dies hörte: „Ja, ja, es gehn aber noch viel mehr und größre vorüber.“

Der holländische Dichter Cats sagt:

Noyt man en had soo wiisen Sin,
Of daer en stack een Geckjen in.

Mancher wird diesen Gecken zeitig los, mancher spät, und mancher nimmt ihn mit ins Grab. Wenige rufen mit dem weisen Salomo Spruch 30. 2 aus: „Ich bin der Allernärrischte, und Menschenverstand ist nicht bei mir," während sich an Vielen der andre Spruch Salomos 27. 22 bewahrheitet: „Wenn du den Narren im Mörser zerstießest mit dem Stämpfel wie Grütze, so ließe seine Narrheit doch nicht von ihm"; vielmehr, wenn er könnte, würde er dir kühn ins Gesicht sagen: „Bruder Esel, ich bin doch der Weise."

Nachtrag.

Man erlaube uns hier noch einige Belage für die Modesucht des Mittelalters anzuführen, wie sie von den Chronisten, Moralisten und Geistlichen beschrieben und gegeißelt und von den Obrigkeiten aller Orten mit Strafen belegt wurde. Auf den Universitäten war es nicht allein der flotte Bruder Studio, sondern ebenso wohl der ehrbare Magister, welcher wegen der Seltsamkeit seiner Garderobe oft strenge zur Ordnung verwiesen werden mußte. Interessant ist unter andern der Beschluß des Leipziger akademischen Senats von 1463: „Am 22. April dieses Jahrs wurde in dem zusammenberufenen Concil der Magister von der Fakultät der Beschluß gefaßt, damit die Ehre und Würde der Magister vermehrt und gekräftigt, und die Schande, so die Welt vergiftet hat, durch ein neues Antidot vertrieben werde, daß alle Magister anständig gekleidet einhergehen sollten mit Schuhen ohne Schnäbel, die Mäntel und Röcke nicht ver-

kürzt, die kurzen Aermel nicht bis zum Ellbogen halboffen, die Goller nicht netzförmig, die Schauben vorn nicht offen, sondern zugeknöpft, oder mit Haken oder andern Verbindungsmitteln versehen, und daß nicht andre unanständige Kleider, unter denen die Magisterwürde leide, öffentlich getragen werden sollten, und wenn einige hiergegen fehlten und vom Dekan darüber zur Rechenschaft gezogen sich nicht zu rechtfertigen vermöchten, so sollten sie von allen Amtsverrichtungen und Emolumenten der Fakultät ausgeschlossen sein, bis sie mit dieser ausgesöhnt sein würden und ihre Unfolgsamkeit und Uebertretung des Statuts gebüßt hätten." (Aeltest. Statut. der phil. Fak. d. Univ. Leipzig; herausgeg. von Drobisch, in den Verhandl. der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philolog.-histor. Cl. I. Bd. 1849. p. 113.)

Als Motto auf unserm Titelblatt haben wir das Motto über dem vierten Holzschnitt in Brants Narrenschiff gewählt; die weiteren Verse des dazu gehörigen Gedichtes, das „Von nuwen Funden" betitelt ist, lauten im Originaltext:

Das ettwan was eyn schantlich dyng
Das wygt man yetz schlecht vnd gering
Eyn ere was ettwan tragen bert
Jetzt hand die wibschen mann gelert
Vnd schmyeren sich mit affen schmaltz
Vnd dunt entblössen jren halß
Vil ring vnd große ketten dran
Als ob sie vor Sant Lienhart stan
Mit schwebel, harz, büffen das har
Dar in schlecht man dan eyer klar
Das es jm schusselkorb werd kruß
Der henckt den kopff zum fenster uß
Der bleicht es an der sunn vnd für
Dar vnder werden lüse nit dür

Die trügen yetz wol in der welt
Das dut all kleider sindt vol felt
Röck, mentel, hembder vnd brustduch
Pantoffel, styffel, hosen, schuch
Wild kappen, mentel, vmblouff dran
Der jüdisch syt wil gantz vffstan
Dann ein fundt kum dem andern wicht
Das zeygt, das vnser gmüt ist licht
Vnd wanckelbar in alle schand
Vil nüwrung ist jn allem land
Kurtz schäntlich vnd beschrotten röck
Das einer kum den nabel bdöck
Phfuch schand der tütschen nacion
Das die natur verdeckt wil han
Das man das blößt vnd sehen lat
Das vmb es leider übel gat
Vnd wurt bald han ein bösern stand
We dem der vrsach gibt zu schand
We dem auch der solch schand nit strofft
Im wurt zu lon das er nit hofft.

(Seb. Brants Narrenschiff. Herausg. v. Friedrich Zarncke. Leipzig, 1854. p. 7 und 306 ff.) Zum genauern Verständniß bemerken wir hier noch kurz, daß Sant Lienhart für den Schutzpatron der Gefangenen galt, und daß das Wort *büffen* in Vers 9 *kräuseln* bedeutet; dasselbe erinnert uns an eine Stelle in Murners Narrenbeschwörung, wo es heißt:

Vil narren zeigt mir an das har
Gepracticiert mit eier clar
Vnd *gebiffet* by dem für
Die lüß darunder sindt nit thür
Vor ab so es ist kruselecht
Vmb höltzlin bunden wider schlecht

Gebifft, geflochten wider krumb
Mit syden schnieren vmmendum
Vnd der lüßbühel ist bedeckt
Mit huben vnser lüß ersteckt
Das sy kein lufft nit mügen hon
Das hat manchem schaden thon.

Auch in Wimphelings Adolescentia finden wir die Calamistratura, Haarkräuselung durch Brenneisen, erwähnt, wobei ebenfalls eine gewisse Insektenbevölkerung nicht vergessen wird. Die nur mikroskopisch sichtbaren sog. Gregarinen, die sich in den modernen Chignons befinden sollen und den Haarkünstlern so wie allen Jüngerinnen des Zeitgeschmacks bereits so großen Schrecken eingejagt haben, kannte man damals noch nicht. Die Geistlichkeit, welche früher bei ihrer Sittengeißelung mit dem Teufel, mit Mißgeburten und andern Unglücksfällen zu drohen liebte, hatte es noch nicht so leicht wie ein heutiger Sittenrichter, der sich nur irgend eines makroskopisch unsichtbaren Thierchens zu bedienen braucht, um sofort die ganze Modenwelt in Aufregung zu versetzen.

Wie man ferner aus Brants Gedicht ersieht, wurde das lange, über die Schultern herabhängende Haar förmlich in einen Teig aus Harz, Schwefel und Eiern eingeknetet und in eine bestimmte feste Gestalt, z. B. diejenige eines Schüsselkorbes (Vers 11) gebracht. So hat es dem Menschen zu allen Zeiten ein sinnloses Vergnügen bereitet, das Haar auf jede nur erdenkliche Weise zu malträtiren und kein Mittel unversucht zu lassen, welches die schönste Zierde des Körpers verhäßlichen könnte.

Gegen die zu kurzen Mäntel, deren Sittenlosigkeit Brant geißelt, eifern in sehr ähnlicher Weise Andreas Muskulus, Johann Strauß, Osiander und andre. Strauß schreibt also:

„Die ehrbaren Leibröcke und Harzkappen gehen ab und kommen auf die Puffjacken. Die sind gar auf die Kürze abgerichtet, auf daß der Stoßdegen hinten hervorragen kann, und vorn müssen sie offen sein, daß man die Kneuffel am Wamms und anderes mehr sehen mag. Die Hefte daran müssen gar groß und ungeschaffen sein, die Schlingen wie die Geschirrrinken, die Haken wie die Schnäbel an Löffelgänsen. Ich fragte einmal einen solchen Löffel, wozu so große Haken dieneten? Da hing er seinen Hut und eine Kanne Bier daran: da sehet ihr, sagte er, wozu es dienet." Osiander eifert in seiner Weise folgendermaßen: „In den Mänteln ist allerlei Zierlichkeit herfür kommen, darunter diese der hübschsten eine sein soll, wann einer ein Mäntelin trägt, das kaum zum Gürtel reicht, und wann er darauf sitzen wollte, müßte er es zuvor austhun. Dasselbig Mäntelin muß mit vielen Bremen bis gar nahe oben an belegt sein, damit man kaum sehen möge, aus was Zeug es gemacht sei, und muß auf der Seiten unter dem rechten Arm gefaßt oder auf die linke Schulter gehängt, und das überig über den halben Leib hinabhangen, damit man nicht eigentlich wissen möge, ob ein solcher Hofmann ein Mantel an sich habe, oder ob er in Hosen und Wamms ohne ein Mantel daher gehe."

Der Straßburger Stadtsyndikus Brant ist der Chorführer der deutschen Satirik, sein Narrenschiff ist tonangebend für die ganze Literatur mehrere Jahrhunderte hindurch. Geiler, Murner, Fischart, Muskulus, Hutten, Luther u. a. zeigen sich in ihren Werken sowohl dem Geiste wie der Form nach durch Brant mehr oder minder beeinflußt. Vielleicht wurde niemals etwas Zeitgemäßeres geschrieben, als das Narrenschiff, welches daher zu seiner Zeit auch ungeheure Wirkungen hatte; nicht allein daß man es in unzähligen Ausgaben verbreitete, verfälschte, interpolirte, bearbeitete und sogar kommentirte, sondern, was noch mehr sagen will, das Ausland erkannte es neben dem

Til Eulenspiegel als eins der ersten deutschen Originale an, so daß es sowohl ins Plattdeutsche, Englische und Holländische, als auch zweimal ins Lateinische und sogar dreimal ins Französische übersetzt wurde. Der im 18. Jahrhundert erschienene Wol geschliffene Narrenspiegel (Freystadt) ist auch nichts weiter, als das Brantsche Narrenschiff mit französischer Staffage und im Gewande jener Zelt. Die uns hier interessirenden Verse lauten daselbst:

Wer sich nach fremder Mode kleidet,
Wer nichts, als was französisch, leidet,
Wem seine Landestracht mißfällt,
Und nichts auf deutsche Sitten hält,
Der mag hin vor den Spiegel gehen,
So wird ein Narr gleich vor ihm stehen.

Diese Verse beziehen sich genau auf das zu den „Nuwen Funden" gehörige Bild bei Brant, welches einen schöngeschmückten Stutzer mit Eselsohren und Schellen darstellt, dem ein älterer Narr einen Spiegel vorhält. Aus der Predigt, welche Geiler über Brants vierte Narrenklasse hielt, haben wir zwar schon oben einige Sätze citirt; wir glauben jedoch, daß es dem Leser nicht unlieb sein wird, wenn wir die ganze so vortreffliche und für ihr Zeitalter charakteristische Rede hier unverkürzt mittheilen:

„Das vierdt Geschwarm der Narren sind die Seltzam Narren, Mutz Narren, Zier Narren, Gemalt Narren, Spiegel Narren: dise sag ich sein die Narren, so allweg vor anderen Narren etwas newes vnd seltzams auff die ban bringen, in seltzamen kleidern, sitten vnd wunderbarlichen breuchen. Dise soll man fürnemlich (wiewol derselben sonst so viel seind, das man sie nicht alle mag erzehlen) auß disen sieben nachuolgenden Schellen lehrnen erkennen.

1) Die erste Schell der Seltzam Narren ist, gestumpfete vnd seltzame Bärt ziehen, auff gut spanisch oder italiänisch. Dann es sind etlich die ziehen ihre Bärt nach deß Landts sitt darinn sie wonen, gleich wie die Griechen, so im brauch hatten lange Bärt zu ziehen. Etlich ziehen gar keine Bärt, als die Carteuser, vnd Cistertier Mönchen thun: Auch die Bilger so in ferne Landt ziehen. Etliche verendern jhre gestalt dermaßen, damit sie nicht leichtlich von jederman mögen erkandt werden. Hergegen aber werden gefunden die ziehen gantz lange vnd zopffechte Bärt, welches sie allein darumm thun, damit man sie desto ehe für alte männer vnd stattliche Personen ansehen solle. Diese sticht in sonderheit die ehrgeitzigkeit vnd rhumsucht. Aber solche sein fürwar grosse thoren, vnd hangt an einem jeden härlein deß Barts ein schellen, dise dieweil sonst weder weißheit noch einige Tugend in jhnen ist, suchen sie ein besondere ehre vnd hoffart durch die fürtrefflichkeit des Barts. Fürwar es ist zu fürchten, das solchen Narren nicht widerfahre, wie es auff ein Zeit einem Hirsch ergangen ist (wie man inn Fabeln Esopi liset), der selb als er vor forcht eines nachjagenden Wolffs auff einen hohen Felsen entwiche, vnd der Wolf vnden in den hürsten des felsens drey tag auf jn laustert, wiche sie zum letsten mit etlichen gedingen, (als den Wolff hungert vnd den Hirsch dürstet) ab: Der Hirsch verfügt sich auff das eheste zum frischen brunnen aldo sein durst zu löschen, als er nun tranck, sahe er sein schatten im wasser, vnd sprach, wie schöne vnd starcke bein, wie ein schönen bart, vnd wie so grosse vnd lange hörner hab ich, dannoch fliehe ich den Wolff, ich wil mich forthin sein wehren, vnd jhm kein theil an mir lassen haben. Dise wort höret der Wolff heimlich, fiel von stundan mit grimmigem zorn in den Hirsch vnd sprach, was sagst du hie mein bruder Hirsch: Der Hirsch aber als er sahe, das er ein gefangen mann was, sprach er, Herr Wolff verschonet mein, dann der Hirsch (sagt er) wann

er zuuil hat getruncken, schwetzet er mehr weder jm gebüret. Aber der Wolff kehret sich gar nichts daran, sondern fraß den Hirsch ohn alles dauren. Also wird es auch unsern Bart Narren ergehn; wenn sie sich rhümen der fürtreffenlichkeit der bärt, werden sie auch heimlicher weiß von dem Hellischen Wolff gefressen vnd zerrissen werden. Auch schöpffen sie jhn durch die schönheit der Bärt mehr schand vnd bösen nammen, weder ein gut lob vnd rhum. Dann wann man fragt, wer ist diser mit dem stoltzen Bart, der sich vnder andern so stoltz herfür thut, als dann wirdt geantwortet werden von denen die jhn kennen: Es ist der stoltz Narr vnd Barthans, welcher meint, es lige alle kunst in jhm verborgen von wegen deß herrlichen Barts vnd er sey auch desto stercker vnd mannlicher. Letstlich sein noch mehr Bart Narren, die ziehen ihre Bärt auf Türkische manier, schier gantz abgeschoren, allein zwo spitzen neben heraus gehen, oder sonst nur ein klein löcklin haar.

2) Die ander Schell der Spiegel Narren ist der ersten zuwider, dann es werden etliche gefunden, die lassen gar kein haar wachsen, sondern lassen das angesicht vnd das kienn gantz sauber schären damit man kein har sihet. Item ziehen mit entblößtem halß daher, schier biß auf die hüfft hinab, lassen sich offtermal schären, wüschen vnd bißweilen malen, vmbhencken den halß mit viel guldenen ketten, nemmen köstlichen geruch zu jhn, bestreichen sich mit roß wasser, salben sich mit köstlichem vnd wohlschmeckendem Balsam. Dise die sich also schmieren, waschen vnd auff das stattlichest zum h.... spiegel aufmutzen, haben ein solche schellen anhangen. Welcher gestalt vor zeiten ein weibsperson zu Straßburg gewesen ist, die hat von wegen alters viel runtzeln im angesicht, dieselbig ließ von jhrem runtzelechten angesicht die haut daruon schinden vnd hinweg etzen, damit sie der runtzeln ab käme, vnd sie jungfarb vnd schön erscheinete, aber was geschahe: je mehr sie sich ließ artznen vnd

außbutzen, je heßlicher sie von tag zu tag ward. Dise geblößten männer vnd weiber, so also im schandt spiegel daher ziehen, sein nicht anders weder ein bloßes schwerdt, welches der leidig teuffel gebraucht, die menschen damit zu schand vnd laster zu bewegen. Dise entdeckte cörper sag ich, braucht der teuffel, gleich als ein aaß oder speiß, die seelen damit zu betriegen, vnd gleich wie man mit geschunden katzen oder andern thieren die Gerren fahet, also schinden vnd entdecken jhre brüst vnd hälß zum spiegel der vnzucht, fürwar es ist ein groß warzeichen eins bösen vnd wurmeßigen gemüts, also mit entblößtem leib daher ziehen: Dann gleich wie die Nuß, so sich leichlich lassen lauffen vnd auß der schalen thun gemeinlich böß vnd wurmecht sein, also ist es auch mit disen geschaffen.

3) Die dritte Schell ist das Haar zieren, gäl, kraußlecht vnd lang machen, auch frömbdes Haar der abgestorbnen vnter jhres vermischen, vnd dasselbig zum schawspiegel auffmutzen. Es ziehen die weiber jetzund daher gleich wie die mannen, vnd hencken das Haar dahinden hinab biß auff die Hüfft, mit auffgesetzten paretlin vnd hütlin gleich wie die männer. Pfu der schand vnd vnzucht, O mensch was spieglest du dein lang Haar herfür, das voller leuß vnd nissy ist? Ist diß dein Schatz, dein Gott, welchen du vor andern ehrest vnd liebest? Gedenck daß Holofernes durch den geschmuck der Judith vmbkommen ist, vnd daß Absolon mit dem Haar ist an der Eychen blieben hangen vnd vmbkommen, O Weib horche, erschrecket dich solches nicht, das du frömbd Haar eines gestorbnen weibs vbernacht auff dem kopff behaltest? welches du fürwar allein zu verderben deiner Seel thust, dann so du solches thun soltest zur Buß oder von wegen der liebe Gottes, würdest du dich ohn zweiffel sehr darab entsetzen. Dann welches weib ist also kün, daß sie einer abgestorbnen frawen leib oder etliche glieder bey jhr am beth hette, fürwar es würde nicht bald eine gefunden werden.

Ich wolt das allen weibern ergienge, die sich mit frömbdem Haar schmuckten, wie vor zeiten einer zu Pariß begegnet ist, die hat sich auch auff das schönste geschmuckt mit frömbdem Haar, als sie aber ohn alle gefahr bey einem Affen fürüber gieng, erwüscht sie der Aff, vnd riß jhr den schleier ab dem kopff vnd nachmals auch das auffgebüfft Haar, vnd ward sie also vor jederman zu schanden, ward jhres entlehneten Haars beraubt, welches ohn zweiffel auß sonderlicher anschickung Gottes geschehen ist. Was soll ich von dem geferbten, gebleichten vnd kraußlechten Haar sagen, das kraußlecht Haar vnd ein gebrochen sinn seind gewisse zeichen der leichtfertigkeit: Das gäl geferbt Haar aber bedeutet nichts anders, dann die zukünftige hellische Flammen.

4) Die vierdt Schell der Gemalten Narren ist, den kopff auff das schönst auffmutzen vnd schmucken, deren schmuck vnd zier sein zu vnsern zeiten so viel im schwanck, das schier vnmüg-lich ist, dieselben alle zu erzehlen, dann es lebt kein mensch der nicht Eselsohren auff dem kopff oder dem paret hat, welchen gemeinlich silberne Schellen angehenckt sein. Welches doch in-massen ein grosse geylheit vnd vnzucht ist, das die weiber ohn alle scham paretlin mit ohren tragen, hergegen aber die männer gestrickte Haar hauben oder frawen hauben auffsetzen. Was soll ich sagen von den seltzamen Hüten so jetzt auff der pan sein, deren etlich gantz bürstig vnd haarechtig, etlich hoch vnd spitzig, etlich kurtz vnd neben auffgestützt sein: in summa es sein deren so viel, das nicht müglich ist, sie all zu erzehlen. Die weiber ziehen in jhren schleiern daher vnd haben sie auffgesprintzt neben mit zwo ecken oder spitzen, gleich eine Ochsen kopff mit den hörnern, vnd lassen den schleier kaum zwen zwerch finger von dem kien hangen, zwitzern also daher, gleich als wann jhn das kien in einem haffenring hienge. Deßgleichen tragen sie auch gäle schleier, so gleich den hellischen flammen sein, dieselben streichen vnd stercken sie zum offtermal, damit sie den h....spiegel

desto baß mögen zieren vnd herauß schmucken. Diß wie ein grosse thorheit es sey, ist jederman wol bewüßt. Es ist ein gemein Sprichwort, das man vber frisch fleisch kein gälen pfeffer machet, sondern vber das schmeckend vnd stinckend: Also ist es auch mit alten runtzelechten weibern, die da gäle schleier tragen, die sehen herauß als ein gereucht stuck fleisch auß einer gälen brüen. (Dieser Vergleich des schönen Geschlechts, wenigstens des einmal schön gewesenen, mit Rauchfleisch und gelber Sauce ist allerdings für das sensible Nervensystem der modernen Welt eine etwas zu derbe und naive Anschauungsweise; allein Geilers Zuhörern und Zeitgenossen war dieselbe gewiß ganz geläufig; denn wir finden jenen Vergleich noch anderswo wieder; im Jahre 1548 nämlich, gerade ein halbes Jahrhundert nach Geiler, läßt der hessische Fabeldichter Burkard Waldis in seinem Esopus eine alte Frau mit einem gelben Schleier also sprechen:

Ein kräntzlein ziert mich in der jugent
Jetzt mach ich auß der noth ein tugent
Vnd all mein kunst zusammen heisch
Vnd muß so an mein magers fleisch
Zum schmack ein gelbe suppen machen.

Entweder entlehnte Waldis diese Stelle dem Geiler, oder aber das „Rauchfleisch in der gelben Brühe" war ein Volkswitz, dessen sich beide, Geiler und Waldis, unabhängig von einander bedienten).

5) Die fünfft Schell der Seltzam Narren ist, den gantzen leib mit wunderbarlichen vnd Seltzamen kleidern anlegen vnd zieren, vom haupt an biß auff die füß, als da sein gefältete hembder, zerschnitten vnd zerstochen wammister, seind da vornen also weit offen, das man mannen vnd frawen in busen sehen kann, den brustkernen, hat schier gesagt den brust h.... spiegel

gesehen mag. Deßgleichen gefaltene röck vnd Mäntel auff tausenderley farben vnd gleich gestalt den Vngerische schauben vnd Hosecken. Dann es dörfft einer nicht weit ziehen, frömbde kleider zu beschawen, sonder er funde in einer jeden geringen Statt allerley Nationen kleidunge. Als da sein Vngerische, Bohemische, Sächsische, Fränkische, Italienische, Frantzösische, Hispanische ꝛc. Deßgleichen sein auch die, so kurtze Kochersperzische Mäntelin vnd wapen röcklin antragen, das sie nicht allein den hindern nicht gedecken, sonder viel minder den nabel. Dise schandkleidung solt man keineswegs leiden noch dulden, dieweil dise kurtzen röckli den weibern eine grosse anreitzung sein zu bösen begierden. Hergegen was soll ich sagen von der grossen stinckenden hoffart der weiber, das manche gefunden wirt, die henckt mehr an ein einigen gürtel, weder sie sonst an haab vnd gut vermag, vnd wendt manche ein grössern kosten mit Sammet, seiden, goldt, silber vnd andern dingen mehr, an ein solchen gürtel, daß der goldtschmidt nachmals den gürtel nicht für den macherlohn nehme. Ein sack voller guts korns mag mit einem pfennig strick zugeknüpfft vnd vmbbunden werden, Aber den weibersack, so voller vnkeuschheit vnd geylheit steckt, muß man mit seidenen, vergüldten vnd silbern stricken vmbbinden, der etwann viertzig oder fünfftzig gulden wehrt ist. Pfui der grossen stinckenden hoffart in dem weiblichen geschlecht, das man anstatt der demut hoffart vbet. Fürwar Gott wirt solche vppigkeit mit der zeit schwerlich straffen.

6) Die sechst Schell der Seltzam Narren ist die füß vnd schinbein ziehren vnd auffmutzen, Als namlich zerhauwen vnd zerstücklete hosen tragen, also daß die hosen zu machen doppel mehr kostet, dann der zeug so darzu kompt. Deßgleichen nähet man Cordouanische stiffel auff das allerköstlicheſt, welche vor diser zeit in Teutschlandt nicht gebreuchlich sein gewesen, aber jetzundt tragt man die selbigen nicht allein gantz hefftig, sonder

man legt auch noch pantoffel darüber an, in gestalt eines halben rings. Deßgleichen nähet man zerstochen und zerschnitten schuh an allen orten, also daß die schuster alle Tag ein newen fund vnd list erdencken, damit sie die schuh desto baß mögen vertreiben.

7) Die siebend Schell der Gemalten Narren ist sich ausserhalb dem menschen oder ausserhalb den füssen, kopff und leib sich zieren. Nun wie geschicht solche zierung ausserhalb dem leib? erstlich geschicht solche durch lange zottechte Kleider, welche die weiber auff der erden hinden hernach schlöppen. Darnach geschicht es durch hohe holtzschuh und spitzige hüt, damit sie desto lenger vnd stattlicher hereintretten, vnd ein grösser ansehen mögen haben, vnd sein mit der weiß vnden hültzen vnd oben filtzen, vnter diser Schellen sein die weiber mit jhrer langen kleidung, so sie im koht vndt erdtreich hernach schleppen, vnd bekleiden also mit köstlichen kleidungen das erdtreich, die armen aber Christ deß Herren lassen sie nackendt gehen vnd not leiden, sie empfahen die flöhe auff mit jhren langen schlumpechten kleidern, vnd machen andern leuten ein staub, das man nicht darnor gesehen mag, Christum aber den Herren, welchen sie in vilen armen nackendt sehen, bedencken sie nicht. Fürwar es ist zu fürchten, daß der teuffel nicht etwann in den nachschlumpeten kleidern wohnung mache. Daher liset man von einem, der sahe den teuffel lachen, vnd als er jhn fragt warumb er lachet, gab er zur antwort, wie seiner gesellen einer auff einem nachgeschleppten zipfel des rocks in einer kutten dantzen, vnd indem sie fort gangen vnd das kleide hernach geschleppt, war sein gesell in koht vnd dreck gefallen, darumb lachet er. Es werden auch vnter diser Schellen begriffen, (welches doch zu erbarmen ist) die Priester vnd Prelaten, fürnemlich aber in Franckreich vnd Italia, die tragen also lange kutten vnd röck, daß sie eigene knecht darzu haben, die jhn die zipffel hinden

nach tragen, gleich wie Simon von Cirenen Christo dem Herren das Creutz hat nachgetragen.

Diß seind nun die sieben Schellen, darauß man fürnemlich die Mutz Narren mag lehrnen erkennen, welche zuuor weitleuffiger möchten erklärt werden, wo wir nicht weiters müßten fort schreiten zu dem nachuolgenden Narren Geschwarm."

Diese Predigt wurde zu Straßburg, also im südwestlichen Deutschland, gehalten; es scheint aber der Norden unsres Vaterlandes an Prunksucht und bizarrer Kleidungsweise dem Süden wenig nachgegeben zu haben. Dies beweist eine andre geistliche Stimme, die hier als Pendant zu Geiler's Rede dienen möge. Der Rostocker Prediger Nikolaus Gryse sagt 1604 in der 27. Frage seiner Laienbibel: „De Hofarth wert gespöret vnde gesehen an dem gantzen Minschen van dem Vothsalen an beth aver dat Hövet; denn men syth vnde erfaret ydt, wo etlike Düdische Lüde mit eren Höden Polnisch syn, mit den Haren Spanisch, mit dem Lyve Frantzösisch vnde Törckisch edder Welsch syn an eren Armen, Hende vnde Vöten. Mit den Steudlen, Tüffeln vnde Schoen pranget vnde pralet menniger darher gantz hoferdichlick; mit synen Vöten, so he vth Hofarth kum sülvest kennet, kümpt einer nicht allene lyse darher slykende, alse efft se vp Eiern vnde Natelen gingen edder vp dem gladen Yse popdanzich (puppentanzartig) darher slissede, sondern etlike Manspersonen trampen vnde stötpedden (stoßend treten) de Erde, als efft se desülve wolden dörch wech treden, edder vallen aver ere egene stoltstinckende Vöte. Etliche Fruwenbilder können in nenem (keinem) engen Stalle stan noch vp einen smalen wege vnde stege ghan, sondern möten mit eren bredt vorbremeden vnde vele vorbordeden vnd besnörde vpgeblasenen gepappeden Klederen vnde mit eren Kükenkörvischen Parduntzen (kükenkorbartigen Reifröcken) vnde Slepröcken de Erde vegen, welckere Slepröcke, alse men schrifft, thom ersten erdichtet vnde angerichtet syn van

den scheef vnde krumvötigen Lüden, den de thene achter vnde ere hacken vör edder an der syden gestan syn, desülven Kröpelscheiven vöte in erem gange darmede thobedeckende, dat se van anderen nicht mochten geseen werden.

Erer werden ock etlike gefunden, so nene geringe hofarth dryven mit eren van Venedischer Syde edder Flanischem garne geknütteden vnde vp mennigerley ardt gefarveden Hasen strümpen vnde stadtliken Knebenden (Kniebändern), vnde werpen scheeff vnde krum, hen vnde her aver dwer vnde dwas ere Bene, vnde wenn se eren Halß vthrecken vnde strecken, vnde den Kop hoch vpheuen vnde vthspylen, ys gelick alse efft (ob) se wolden den Hemmel stormen; er Angesichte vorwanschapen (verunstalten) se mit Düvels drecke vnde Sathans specke, dat ydt glentzet, alse eine gemalede Hilligen larve vnde gesminkendes vnd vernitzedes Conterfye des blenckernden Lucifers. Menniger deith sick mit Haarkrusende vnde krullende prechtich hervör vnde struvet de Haar vp als Swyneborsten edder nimpt frömbde flaß edder Vehe haar in dem hochpralischen flechten vnde farvet desülve mit rodtgeler Seeploge, mit Brasylligen spönen vnde Safferanischer lake thogerichtet, vnde bleket se im Sünnenschyne vnde nettet se mit Dowregen edder Sneewater. Menniger geith herin mit synem vpgeblasenem Gosebuke vnde groten krüsel van köstliken Lynnewande thosamende gerüllet vnde gekrüllet, stendert de Hende in de Syden vnde drecht de Mantel edder den Höyken vy (auf) einer edder beiden schulderen stoltprangisch darher.

By den Armen so wol alse by den Ryken wert in der Kledinge Hofarth gespöret; denn mennich arm Minsche ys offt yo so hoferdich, wo nicht stolterd in synem grauwen, als ein ryker im blauwen stalt vnde Paltröcke, de blenckerde dwelckschörte (glänzende Zwillichschürze) pralet by den Armen go so vele, alse by den Ryken dat Sydentafft, Zindelburtesche vnde

Kammelluttische Atlasche kledt (Zindeldurtesche bezieht sich auf den Seidenstoff, der Zendal oder Sindel hieß. Ueberhaupt kommen im Mittelalter für die verschiedenen Arten von Seidenstoffen eine Menge fremdartiger, seltsam klingender und schwer zu erklärender Namen vor; theilweise mögen sie wirklichen Städten und Ländern angehören, theils sind sie aber auch wohl dem Mißverständniß und dem phantastischen Sinn der Reisenden und der Aufschneiderei der Kaufleute entsprungen. Der Kamelot ist ein Stoff aus Kamelhaaren und Wolle, der sich bis heute erhalten hat.) vnder yungen vnde olden Lüden; vnde twischen Overicheit vnde Vnderdanen wert vast nein Vnderscheidt gemaket. Menniger kledet sick baven syn gehör vnde gebör vnde baven Stadt, Landes vnde Standesgebruck, pranget mit eyen vnde frömbden Münsteren hoferdichlick baven alle mate darher mit Halß vnde Armbenden, Nasenobelschen vnde Engeluttesche Snören, Gülldenen keden vnde velen Goldtringen, mit stadtliken klein smalen edder grodtbreden Höden vnde Hodt benden, ock mennigerley kruß vnde strußfedderen, mit Huven, Snören, Vorstlyven, güldenen Haken vnde sülveren Osen, syden Frentzelen, Borden, Büdelen, Gordelen, vorgüldene Lannen, sylveren Remen, Dolcken vnde scheden. Mit korten edder langen sydenen edder sammitzschen edder gülden gründischen vnde frentzelbördischen Suben, Dammaschen Atlas, Zyndeldurtischen, Kammelluttischen, Taffsydenen, Trypischen vnde parduntzsweiffenden slep vnde trep Röcken vnde wunderliken maneringe vnde stafferinge, vnde gögel pöpischen fantzun vnde rantzun münsteren, vnde hebben by solckem losen vnde vosem gude einen Dammaschen stolten modt, se kargen, sparen vnd vorwaren all er Gelt thosamen, vp dat se dem hofarts Düvel desto angenehmer syn vnde desto trüwliker denen mögen, also he sick denn ock aver syne Dener vnde Denerinnen sehr frölick maket, wenn he vp den ghar langen sleprööcken vmme den rinck sachte

by en her varet. (Hier sitzt also wieder der Teufel auf der Schleppe. Diese Anschauungsweise muß dem Mittelalter sehr geläufig gewesen sein, denn wo nur immer ein Sittenprediger gegen die Schleppen eifert, da vergißt er fast niemals, den Teufel mit ihnen in Verbindung zu bringen. Weiter oben wurden schon Teufelsdreck und Satansspeck als Drohmittel angewendet.)

Darna kleden sick etlike baven er vormögen, se syn arm vnde nodtrofftich, hebben kume Solt vp ein Ey, vnde vormögen kümmerlick Botter vnde Brodt thobetalende, noch dennoch smücken dersülven etlike sick edder ere Kinder vthwendigen offt mit ander Lüde klederen, vnde pralen darmit in Brudtlachten vnde vp den gassen, vnde hebben nene penninck in der Taschen, lenen vnde borgen so vele vp dat Schüffeln vnde Spaden mehr alse genoch tho bethalende hebben. Etlike so ryk syn, vordoen sick tho wyth mit klederen, indeme se tho vele kleder maken laten, vnde den Sammit vnde de Marderen yemmerlick laten thohacken vnde tholemen vnde darmede ere kleder vorbremen, se tügen ein Kledt vp dat ander edder na dem anderen, legen ere Kysten vnde Klederschappe dersülven hüpigen vull ane thal, mehr alse er Vyer vnde zyerkleder anlanget, neuenst eren ehr vnde dagelikeu Kledern, daruth denn offte disse vnradt entsteidt, dat na etliken Jaren, wenn nye münstern vpkamen, se sich dersülven olden tho dragende schemen, vnde ock de Wörme vnde Mutten se freten, vnde vordrefflick tho nichte maken, aver welckere nyemünsterschen klederdracht ock etlike Snyder narrisch, errisch vnde gryllisch in erem Bregenkoppe werden, dat se vmme dat drüdde edder veerde Jhar ere Handtwerck vpt nye wedder lernen möten.

In den Hystorien wert gedacht, dat alse ein Maler dem Törckischem Keyser aller Völcker der gantzen Weldt dracht vnde kledinge hefft herliken affgemalet, vnde em vam Keyser befalen, der Düdischen Völcker kledinge ock affthomalende, hefft he

einen nakeden Minschen neuenst einem laken wandes gemalet vnde gesprasen, dat em solckes tho donde vnmögelick were, dewyle de Düdischen offt mennigerley nye ardt kleder maken laten vnde sick darmit bekleden. Vnde Doctor Luther schrifft: De Düdischen syn schyr aller Nationen apen, also de aller Lender kleder gebruken, nu Frantzösisch, nu Hyspanisch 2c. Welckes eine antöginge (Anzeichen) ys groter lichtferdicheit vnde vnbestendigen gemötes. Darher den de oldeñ Christlyken Kercken Lerer spreken: De lichtferdige kleder syn eine antöginge lichtferdiger gemöter, vnde de vterlike dracht apenbaret des Herten pracht. Vnde Suetonius schrifft, dat Keyser Augustus gesecht hefft, dat ein prechtiges kledt sy ein Fenlin vnde sonderlikes teken der hofarth vnde ein Nest der vorborgenen geylheit vnde lichtferdicheit. Ock laten etlike so narrische kleder maken, dat men nicht recht weth, efft se dwalen, walen edder Palen, Welsche edder dwelsche Lüde syn. Derwegen einer billich alle avende vnde morgen, wenn he syne kleder vth edder antüth, nicht allene des bedröveden Erfffalles vnser ersten olderen mit süchtende vnde wehklagende neuenst den Peltzröcken, so en GODT gemaket, ock schal erynneren, sondren ock der groten leve Gades tröften, so he vns in der kledinge ertöget, darmit wy in Külde, Regen vnde Snee nicht vorderuen mögen, vnde ock tho gelick vnse schamede darmede können bedecken.“ (Leien Bibel. In hundert Fragen vnde Antwort vnderscheden. Dorch Nicolaum Grysen Rostochiensem. Gedruckt tho Rostock MDCIIII. Frage XXVII. Wir haben hier eine längere Stelle aus Gryse's Bibel wörtlich mitgetheilt, weil letztere überhaupt sittengeschichtlich interessant ist und nicht allgemeiner bekannt sein dürfte.)

Hinsichtlich der Luxusgesetze und Kleiderordnungen entnehmen wir schließlich noch einige Notizen dem vortrefflichen Werk von Karl Dietrich Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters.

Theil IV. p. 134 ff.: Bei der thierischen Schwelgerei, schauspielhaften Hoffart und unsinnigen Verschwendung des Mittelalters hatte die Obrigkeit nur die Wahl, entweder durch Vergeblichkeit der Anordnungen ihrer Würde zu schaden, oder auf die Beobachtung mit einer Strenge zu halten, die sie besser für Verbrechen aufsparte, welche die Grundpfeiler der Gesellschaft erschüttern. Schon die römische Staatskunst scheiterte an diesem Gegenstande. — Zu Florenz hatte im Jahre 1299 die Regierung den verkehrten Einfall, die Verschwendung der Frauen als eine öffentliche Erwerbsquelle zu benutzen. Die Conzession, an den Kleidern oder auf dem Kopf Gold, Silber und Edelsteine zu tragen sollte jährlich mit 50 Lire bezahlt werden. Die Folge hiervon war, daß die Frauen nunmehr nicht nur die Eitelkeit hatten, mit jenen Sachen zu prunken, sondern auch die, zu zeigen, daß sie die Steuer bezahlen konnten. Sieben Jahre später kam der Rath zur Einsicht seines Fehlers und verwandelte die Steuer in eine Geldstrafe, welche die Ehemänner, Väter, Brüder derjenigen erlegen sollten, die fortan Edelsteine und goldnen oder silbernen Kopfputz tragen würden; eine Verfügung, die eilf Jahre später erneuert wurde. Nirgends trugen die städtischen Regierungen in diesem Kampfe gegen die Frauen den Sieg davon, wie sich schon aus den mehrmaligen Wiederholungen und Verschärfungen ihrer Verbote ergiebt. Wenigstens noch fünf Mal im Lauf des 14. Jahrhunderts wurde die Kleiderordnung zu Florenz erneuert, in den Jahren 1330, 1345, 1357, 1359, 1396. Wie Sacchetti sagt, überlisteten die Florentinerinnen in Sachen ihres Putzes und Aufwandes die hochgelehrtesten Doktores des Rechts und die gestrengsten Gerichtsherrn, und in der Gesichtsmalerei besaßen sie Meisterschaft. Nach Boccaccio stammt von ihnen auch der Gebrauch des Haarpuders her, und gegen ihre Schminke wurde von den geistlichen Vätern auf

einer Kirchenversammlung zu Beziers 1369 ein Verbot erlassen.

Ein besonderes Stück von Gesetzgebung ist die Bononische Kleiderordnung vom Jahre 1453, welche Stoff und Farbe der Kleider, der Aermel, des Unterfutters, alles genau vorschreibt und das schöne Geschlecht in drei Rangstufen abtheilt. Die Frauen und Fräulein des alten Adels durften sich bis zu karmoisin- oder rosenrothen Kleidern von Sammt oder Wolle versteigen, und eine Schleppe von zwei Drittel Elle tragen; auch wurden ihnen sechs Fingerringe, eine Halsschnur von Korallen, ein Edelstein auf der Brust und einer auf dem Kopfe über der Stirn zugestanden. Das war der Anzug einer vornehmen Bononierin, nach dem Willen des Kardinals, des Urhebers dieser thörichten Gesetzgebung, der sich mit etwas Würdigerm hätte beschäftigen können, als ein todtgebornes Kind zur Welt zu bringen. Etwas tiefer gestellt waren die Frauen und Töchter des Adels von der Feder, das ist der Lehrer an der hohen Schule, und die des neuern Adels vom Degen; diese durften die Schleppe nur eine halbe Elle lang und von Ringen nur vier tragen. Zum neuern Adel gehörten aber nur solche Bürger, die seit dreißig Jahren kein zünftliches Geschäft betrieben, mit Ausnahme der Notarien, Wechsler, Tuchmacher und Seidenweber; doch rücksichtlich der beiden letztern mit der Einschränkung, daß sie nicht eigenhändig mitarbeiteten, und rücksichtlich aller, daß sich in ihrer Familie ein Ritter entweder vom Degen oder von der Feder befände. Die dritte Rangstufe endlich, die Frauen und Mädchen der Künstler und Handwerker, durfte nur zwei Ringe und eine Schleppe von ein Drittel Elle Länge tragen. Wer demnach ein gutes Augenmaß hatte, erkannte sofort an der Schleppe Stand und Rang jeder Frau.

Mit den Schleppen hat überhaupt die kindische Kleidergesetzgebung viel zu schaffen gehabt. Die Modenesischen Stadt-

pfleger gestatteten sie eine Elle lang, wollten aber dieses Maß mit aller Strenge innegehalten wissen und ließen daher an einer in Stein gehauenen, öffentlich aufgestellten Musterschleppe die verdächtigen und denunzirten Exemplare messen. In den Kleiderordnungen zu Mailand und Bergamo waren die Schleppen, so wie alle Seidenstoffe von eingewirktem Gold und Silber ganz verboten, und die Schneider und Goldschmiede, welche Prunksachen anfertigten, verfielen in strenge Strafe. Die Pariserinnen trotzten der Kleiderordnung, die Philipp IV. 1294 erlassen hatte, und trieben es arg mit köstlichem Pelzwerk, Geschmeide, Dekolletirung, weiß und roth bemalten Gesichtern &c. In Angers erhob sich gegen die Schneider und Putzmacherinnen sogar der geistliche Arm, der ihnen den Kirchenbann drohte, wenn sie Hörner, Schleppen und Ermel, die bis auf den Fußboden schwelgten, für das übermüthige Frauenvolk verfertigten. Auch in Tours muß die Verschwendung der Vornehmen weit gegangen sein, wenn den Geringen die Scharlachkleider untersagt wurden. In Nürnberg erachtete der Rath im Jahr 1568 es für nöthig, den Dienstmädchen Sammt- und Seidenzeuge, Gold- und Silberborden zu verbieten; auf die Jungfrauen jedoch, welche in den Kramläden dienten, sollte sich dieses Verbot nicht erstrecken.

Drittes Kapitel.

Der Vertugade oder die erste Reifrockperiode.

Eine der ältesten Erwähnungen des Reifrocks finden wir im Don Quixote, nämlich da, wo Therese Pansa, die Frau des Schildknappen Sancho, die glückliche Botschaft erhält, daß ihr Mann zum Statthalter der fernen Insel Barataria ernannt worden sei, und in ihrem Eifer, sich dem neuen Stande angemessen zu kleiden, zum Geistlichen sagt: „Hochwürdiger Herr Pfarrer, wißt Ihr denn keinen Menschen, der aus unserm Dorf nach Madrid oder Toledo ging? Ich möchte mir gern einen hübschen, runden, großen Reifrock, wie sie jetzt Mode sind, mitbringen lassen; denn, meiner Six, ich will meinem Mann und seinem Amt Ehre machen, so viel ich kann.“ Die erste Reifrockmode in der Weltgeschichte stammt aus Spanien, während die zweite und dritte Reifrockmode echte Pariser Kinder sind; alle drei verleugnen auch den Charakter ihrer Ursprungsstätte nicht. Der Reifrock des 16. Jahrhunderts steht in völliger Harmonie mit der übrigen steifen, engen, spitzigen, einge-

schnürten, faltenlosen, gezierten und gravitätischen Tracht der Spanier. Er spannte von der engen Taille herab das untere Kleid faltenlos in Form einer Glocke aus, und ahmte das geschweifte Profil derselben genau nach. Dagegen waren die Reifröcke des 18. und 19. Jahrhunderts nicht ohne Falten über ihr Untergestell ausgespannt, sondern fielen leicht, bauschig und flatternd herab.

Die Dekolletirung war verschwunden, um den Hals legte sich die breite Radkrause mit ihren großen eingebrannten Falten, und die Aermel waren an den Schultern mit dicken Wülsten eingerahmt. Das Oberkleid schloß sich dem Oberkörper eng an, um in keiner Weise Wuchs und Fülle, worauf die Spanierin immer so viel hielt, zu verdecken. Als das Unterkleid aber seine steife Glockenform annahm, schnitt man das Oberkleid vorn auf und ließ es nach unten aus einander fallen; die beiden Ränder der Schlitze zierte dann eine Reihe kostbarer Knöpfe von Gold, Edelsteinen oder anderem Stoff. Der Reifrock selbst bestand aus Draht, Fischbein oder Eisenreifen; und die Dame, die ihn trug, glich einer Handglocke oder einem umgestürzten Pokale. Letzteres Gleichniß ist in der That praktisch benutzt worden, und es giebt noch heute Pokale aus dem 16. Jahrhundert, welche umgekehrt eine Reifrockdame in der Tracht dieser Zeit darstellen. Abgesehen von der Ausspannung des Unterkleides wurden auch wohl die Hüften noch mit ausgestopften Kissen umlegt. Diese Ausladung der Hüften ist zu verschiedenen Zeiten Mode gewesen, und in Spanien hatten sich damals hinsichtlich derselben beide Geschlechter nichts vorzuwerfen. Wir halten

es nur für ein Wunder, und zwar für eins der größten in der Kostümgeschichte, daß noch niemals, so viel wir wissen, ein Buckelrücken, ein geschmackvoller kleiner Chimborazo, Mode gewesen ist, während doch so manche andere Körpertheile hervorzuheben und aufzupolstern selbst regierende Damen sich nicht gescheut haben. Von Margaretha von Valois erzählt sich die boshafte Welt, daß sie um die Hüften Kissen getragen habe, in denen sich große Taschen befanden, und in jeder dieser Taschen habe eine Schachtel gesteckt mit dem Herzen eines ihrer ermordeten Liebhaber. Denn sie sorgte liebevoll dafür, daß deren theure Herzen nach dem Tode einbalsamirt wurden. Davon kam es denn, daß die Königin täglich dicker wurde, und sich genöthigt sah, ihre Röcke immer weiter zu tragen; um aber ihre Taille nicht allzu umfangreich erscheinen zu lassen, befahl sie zuletzt, daß man dünnes Eisenblech in die Röcke nähe. Es soll übrigens wenig Thüren gegeben haben, durch welche sie passiren konnte. In andern Beziehungen aber folgte Margaretha der einengenden Mode der Spanierinnen keineswegs, ahmte vielmehr, indem sie sich dekolletirte, die freiere Weise italienischer Damen nach. Brantome sagt: „Sie mochte die Form der Kleider ändern, so oft sie wollte, so bedeckte sie doch nie ihren schönen Busen, dessen Anblick sie der Welt nicht zu entziehen wagte.“

Der französischen Dame gab in der Uebertreibung des Reifrocks die deutsche Bürgersfrau wenig nach. Hatte die Mode jenseits des Rheins Satiren und Karikaturen in reichem Maße auszuhalten, so wurde sie dagegen diesseits

des Stroms mehr durch polizeiliche Kleiderordnungen und geistliche Strafpredigten heimgesucht. Schon im Hoffartsteufel des Herrn Magisters Westphal heißt es: „Es muß auch der Schlunz im Koth sein, da man die Gassen mit kehret, voller Filz unten sein, auf daß der Rock sich ausbreite, wie man die Tocken schnitzet und malet, auf daß er mitten einen Schein gebe, als wären sie fein schmal; wenn es gleich viereckigte, bäurische, starke Madonnen sind, so will's doch kleinlich geachtet sein. Da schnüret und preßt man sich, daß man ungesund darüber wird, alles für großer Demuth, kannst Du wohl denken. Derselbe Filz aber unten an den Röcken zieht sich gemeiniglich durch das ganze Kleid, daß nichts denn lauter Filz darinnen steckt." Der Filz wurde schon damals größerer Bequemlichkeit halber durch Eisenreife oder gar durch elastische Stahlbügel ersetzt, wie aus folgendem bezeichnenden Ausdruck einer Magdeburger Verordnung zu schließen ist: „De Springer under den Röcken schöllen Frouwen und Jungfrouwen yn allen Stenden dorch uth vorbaden syn." Einen eigentümlichen Grund zur Verbreitung der Reifen giebt Osiander an: „Ferner haben wir noch ein Hoffart aus fremden Landen gebracht, nämlich die Reif' unten an den Weibskleidern, die haben diesen Nutzen und Zierlichkeit: Wann ein Weibsbild nahe zu einem Tisch steht, oder aber niedersitzen will, so stehen die obersten Kleider von wegen des Reifes über sich, eines Schuhs hoch, also daß man darunter die andern geringen und nachgiltigen Kleider sehen kann." Zu denselben Beobachtungen bietet wiederum unsere heutige Crinoline vollauf Gelegenheit, und

gestattet nicht weniger als ihre Vorgängerin unberufenen Augen einen kühnen Einblick in die Mysterien der weiblichen Garderobe. Diese Eigenschaft war es auch vielleicht, welcher der spanische Reifrock den Namen verdugado, vertugardien, vertugadin, vertugade, vertugalle etc. (Tugendwächter) verdankte, nach dem Princip: lucus a non lucendo. Die Engländerin korrumpirte aus dem Wort ihren farthingale.

Um das Jahr 1600 beginnt der Reifrock seine Form etwas zu ändern, aber keineswegs zum Vortheil der weiblichen Erscheinung; er geht jetzt nämlich von der Taille in völlig horizontaler Linie ein bis zwei Fuß weit fort, bricht sich dann im rechten Winkel und fällt fast senkrecht nicht ganz bis auf den Boden herab. Das Modell zu dieser unförmlichen Gestalt lieferte offenbar die Tonne mit ihren Reifen, jenes hölzerne Kleid unsers liebsten Buhlen, wie Fischart den Rebensaft nennt; und die deutschen Damen, die dem Wein nicht abhold waren, steckten sich auch in dessen Kleid nicht mit Widerstreben. Gewiß ist diese Verschönerung des Reifrocks à la Johann Ballhorn von den Deutschen ausgegangen als der wahren Nation der Trinker. Im Jahre 1612 verbietet die sächsische Ordnung alle „Leibeisen" oder „die großen Eisen und Wülste unter den Röcken." Dann verschwindet allmählig dieses merkwürdige Kleidungsstück und beendet seinen ersten Lebensgang in der Weltgeschichte, um ein Jahrhundert später wie ein Phönix aus der Asche zu erstehen. Von der modischen Welt aufgegeben, spielt es nur eine Zeit lang noch eine Rolle bei den älteren Bürgersfrauen und bei den

Nonnen. Auch die protestantischen Klosterjungfrauen müssen um 1619 noch in der Tonne gesteckt haben, da ihnen eine braunschweigisch=lüneburgische Verordnung von jenem Jahr verbietet, „mit Eisen oder sonst weit ausgesperrte Röcke zu tragen."

Eigentümlicher Weise empfiehlt Lauremberg ums Jahr 1652, als der Vertugade bereits 40 Jahre lang aus der Mode war, den Damen und Schneidern diese Tracht als neue, hübsche Erfindung, freilich nur ironischer Weise, in seinem II. Scherzgedicht: Van Almodischer Kledertracht v. 751—784:

Wen eine courtisan sik laten had belocken,
Edr was gar ungestalt van ehren landsmanspocken,
So wurd er togericht ein grot verdugadin,
Des name damals plach cachebastard to sin,
Darunder ahn verdacht ein junfernkind kond schülen,
Dat men nicht merken kond de upgelopen bulen.
Dat was ein dicke wulst glik einem tunnenband,
De billik konde sin französche kap genannt.
De spansche kappe moet rund um dem Halse sitten,
Men de französche kap de sat recht undr den — —,
Dar rowden up de arm, wen se wern worden schwaer,
Dar flieden se up ut de dagelike waer:
Den schnuppdrek, handschen, scheer, den büdel, natelküssen,
Ok konden se damit dat hensken hübsch vertüssen,
Dat under dissem schuer im düstern keller lach.
Ik weet nich, dat ik je sülk einen uptoch sach.
Dit was dat vörcasteel vom junfernlichen schepe,
Dat achterpart dat was ein lank sammitten schlepe,
De als dat grote stür in einer vullen schuet

En volgde hinder't gat ein schrit lang achter ut.
Mit dissem Bessenschwanz se konden renlik fegen
De treppen und de straet, wen se was vuel van regen;
It ward domals balley de trougaleux genannt:
Wat dat to seggen si, dat is mi unbekant.
Men dat bekenne ik fri, 'tis wunder aver wunder,
Dat disse dracht noch nicht gebruket werd itzunder.
O wat sind doch gewest de schniders dumme narrn,
Dat se im unverstand so lang hebt könen harrn,
Un disse schöne dracht, so nütlik und so brave,
Nicht hebben al vörlengst geschüfelt ut dem grave.
O meisters, doet it noch, gi könt nicht beter dohn,
Vör juwen vördeel is kein betre invention,
Gi werden noch somtids wat heemliks könen weten,
Wenn gi der Junfern buek mit juwem schnoer ümmeten.

(Scherzgedichte von Joh. Lauremberg. Herausg. von J. M. Lappenberg. Stuttgart 1861). Fast alle ältern Schriftsteller und Sittenrichter schreiben die erste Erfindung des Reifrocks derselben Idee zu, die sich auch im Worte cachebastard deutlich genug ausdrückt, nämlich dem Streben nach einem Mittel, die Frucht unerlaubter Liebe zu verheimlichen; und was Lauremberg oben mehr in scherzhafter Poesie bespöttelt, das geißelt sein berühmter Zeitgenosse Michael Moscherosch (in seiner Alamode Kehraus S. 142) in so derber und naturwüchsiger Prosa, daß wir darauf verzichten, dieselbe hier wiederzugeben. Balley de trougaleux bedeutet so viel als balai de trou galeux; die nachschleifende Schleppe oder vielmehr, wie sie damals hieß, der Schlepp wird mit einem Besen verglichen, der durch den Schmutz nachzieht. Der Dichter

erklärt wohl nur im Scherz, daß er nicht wisse, was jener Ausdruck bedeute; denn das von ihm selber gebrauchte bessenschwanz scheint nur durch das französische Wort veranlaßt. Der Schlepp gehört zu jenen Moden, die schon zu den verschiedensten Zeiten dagewesen sind und die, so oft sie auch verschwinden mögen, doch immer wieder auftauchen. Schon im Jahre 1220 zogen, wie uns berichtet wird, die Mainzer Mäderche beim Kirchengehen einen langen Schlepp am Kleide hinterdrein und machten sich wenig daraus, daß die Prediger gegen diesen „Pfauenschweif“ eiferten und behaupteten „dies sei der Tanzplatz der Teufelchen, Gott würde, falls die Frauen solcher Schwänze bedurft hätten, sie wohl mit etwas der Art versehen haben.“ In ähnlicher Weise sagt Michael Freud, der in seinem „Alamode-teufel. Quästiones. 1682“ gegen die Modenarrheiten eifert: „In den Legenden wird gedacht, ein Heiliger hab gesehen, daß sich die Teuffel hinten auf der Weiber Schweiff gesetzet, und sich darauff wegführen lassen, wie die Gassenknaben den Bauern pflegen auff die Schlitten zu springen, daß sie durch etliche Gassen mitfahren mögen.“ Bei den Schleppen scheint also früher der Teufel eine große Rolle gespielt zu haben. Wir können hier, ohne uns zum Vertheidiger der Schleppen aufwerfen zu wollen, doch unserer lieben Leserin die beruhigende Versicherung geben, daß jene Zeiten der Vergangenheit angehören, und heute selbst das kleinste Teufelchen nicht mehr auf ihrer Schleppe tanzen wird. Im Mittelalter steckt hinter Allem der Teufel; es gab einen Sauf-

teufel, Hosenteufel, Hoffartsteufel, Alamodeteufel, Schlepp-teufel, Freßteufel, Unzuchtsteufel, Eheteufel, Gesindteufel, Schergenteufel, Geizteufel, Schrapteufel, Neidteufel, Fluchteufel, Zauberteufel, Bannteufel, Heiligenteufel, Jagdteufel, Pestilenzteufel rc., ein ganzes theatrum diabolorum, von denen einer schrecklicher ausgemalt wurde, als der andre. Die Geistlichkeit aber hatte die vielen Teufel nöthig, um bei dem Sinken des religiösen Lebens gleichwohl moralisirend ihren Einfluß zu behaupten. Jetzt ist der Teufel bei der Laienwelt wenigstens aus der Mode gekommen und erscheint den Damen höchstens nur manchmal noch in schöner Herrengestalt, er ist ein Cavalier, wie andere Cavaliere. Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.

Viertes Kapitel.

Perrücke und Zopf.

Der Gebrauch falscher Haare war dem Altertum wohlbekannt. Schon Astyages trug, wie uns Xenophon berichtet, eine dicke Perrücke, ebenso nach Aussage des Sueton der Kaiser Otho, und nach Lampridius war des Kaisers Commodus Perrücke mit wohlriechenden Stoffen bestrichen und mit Goldstaub gepudert. Martial nennt die Perrücken sehr glücklich personae capitis, Kopfmasken. Im ganzen Mittelalter bediente man sich ihrer nur vereinzelt als Putz oder Nothbehelf; erst nach der Entdeckung von Amerika begann sie allmählig Mode und Bedürfniß zu werden, namentlich in Frankreich, wo die feinern Sitten damals allgemeiner und die haarlosen Männer zahlreicher wurden. Die Artistes perruquiers schwangen sich hier zu höchst wichtigen Künstlern auf, und ein gewisser Ervais in Paris soll das Tressiren der Haare zwischen Seidenfäden erfunden und der Perrücke jenen stolzen Lockenbau gegeben haben, wie er im Jahre 1620 zuerst auf dem Haupte des Abbe's de la Riviere paradirte. Lauremberg und andere schreiben die Erfindung der Perrücke dem

Pariser Cavalier Philippe de Varan zu, der auch zuerst das Räucherwerk aufgebracht haben soll, um mehrere Fehler des eigenen wurmstichigen Leibes zu verdecken. Im Munde des Volks lebte der edle Monsieur als le chieur Varan; Lauremberg drückt sich ziemlich despectirlich über ihn aus, in seinem II. Scherzgedicht. Vers 389—401:

Desülve schitebroek werd ok sehr hoch gerömt,
Dat he dat falsche haer, welks man perrüke nömt,
Heft erstlik upgebracht. Sin haer was wech gefreten
Van französischem schorf, van lüsen und van neten:
Dorüm must he ut noet up middel sin bedacht,
Darmit sin schabbich kop en nicht in schanden bracht.
Einsmal ward he gewahr dat volk in groter mengen,
De segen to, wo men wold einen deef uphengen,
De hadde schön lank haer, geel as ein avenlock,
Dat hink em nedderwerts bet an den graven rock:
Varan bat Maistre Charl, he wold' em averlaten
Des armen sünders haer vör 2 edr 3 dukaten,
Darvan ein köstlik schön perükschen ward geneit.

(Maistre Charl ist der Name des Henkers.) Gegen die Unsitte der Perrücke eifern Michael Moscherosch und Michael Freud in gleicher Weise; in des letztern Alamode-teuffel. Quäst. p. 139 steht ein hübsches Epigramm auf einen Perrückenträger:

Die Perrücke ziert dich artig, ist dir auch sehr wohl erlaubt,
Denn ein falsches Haar gehöret billig auf ein falsches Haupt.

An einer andern Stelle (p. 154) sagt Freud: „Ach, lieber Mensch, warum geräthestu doch auff solche schändliche Thorheit, daß du dir ... dein schönes dickes Haar ...

läſſeſt abſcheren und dir an deſſen ſtatt eine fremde abgeſchnittene Haarhaube machen .... und ſelbige mit einem ſtinkenden grauen Pulver beſtreuen, damit du als ein junger ſtoltzer, frecher, toller Menſch gleich einem alten grauen Mann oder Frauen einhergehen mögeſt." Daß man keinen Anſtand nahm, das Haar eines Hingerichteten zu tragen, wie Varan es gethan, zeigt auch Moſcheroſch (Weltweſen p. 97), wo er von den damaligen Schönen ſagt: „Die Haare ſind nicht ihre eigene Haare, ſondern kommen auß dem Kramladen, vielleicht von einer, deren der Schädel abgeſchlagen worden." Und im Alamode Kehraus p. 75 heißt es: „Dieſe langen Haar herunterhangend ſind rechte Diebshaare und von den Wälſchen, welchen umb einer Miſſethat oder Diebsſtucks willen jrgend ein Ohr abgeſchnitten, erdacht worden, damit ſie mit den Haaren es alſo bedecken möchten 2c." Fr. Nicolai erläutert jedoch in ſeiner Schrift „über den Gebrauch falſcher Haare, p. 168", den Ausdruck „Diebshaar" dahin, daß ſchon bei den alten Deutſchen das Scheren des Hauptes eine Ehrenſtrafe war, und daß in Frankreich Diebe, die nicht zum Galgen verurtheilt waren, früher geſchoren und geſtäupt wurden.

Einen heftigen Widerſtand gegen die Perrücken leiſteten lange Zeit die Geiſtlichen; in Italien eiferten verſchiedene Synoden zu Anfang des 17. Jahrhunderts' gegen dieſe Unſitte, und noch in den Jahren 1693, 1703 und 1729 verboten päpſtliche Erlaſſe dem katholiſchen Clerus das Perrückentragen, wenn auch erfolglos. Der Dresdener Landtag ſtellte 1692 nach langem Streit feſt,. daß auch

für den Seelenhirten die Perrücke anständig und erlaubt sei, und wenige Jahre darauf wurde in Leipzig entschieden, daß sie ebenso wenig sündhaft sei, wie der Gebrauch von Wolle oder Federn. Nur die Puritaner in England und die Pietisten in Deutschland nahmen nie diese Mode an; im Alter bedeckten sie den Kopf mit dem Soli Deo Gloria, dem Sammetkäppchen, das allein bei der Ausübung des Gottesdienstes abgenommen ward und daher seinen Namen trug. Die eigentliche Zeitepoche der Perrücke aber beginnt unter Ludwig XIV., und zwar, wenn ein genaues Datum für ihren Anfang festgestellt werden soll, ist es das Jahr 1655, in welchem jenes folgenschwere Ereigniß eintrat, daß der genannte Fürst auf einmal 48 Hofperrüquiers ernannte, ein Staatsstreich, den andere Höfe sich alsobald beeilten nachzuahmen. Frankreich gewinnt im 17. Jahrhundert die alleinige Herrschaft im Geschmack über Europa, und nur wenige Jahre genügen, daß die große Staatsperrücke zur absoluten Beherrscherin der ganzen civilisirten Welt wird und auf jedem gebildeten Haupt der Menschheit thront. Die Perrücke ist das treffendste Symbol für die ganze berüchtigte Regierungszeit Ludwigs XIV., die sich einerseits durch Absolutismus und Unterwürfigkeit, andererseits durch Eitelkeit, Hohlheit, Falschheit, Unnatur und Schwulst charakterisirt. Das Eigenhaar, die Natur, muß dem fremden Haar, mithin der Kunst das Feld räumen. Ein falsches Haargebäude, kolossal, grotesk, geschmacklos, ein Ungeheuer an Grazie, umrahmt das glatte, bartlose Gesicht, lastet auf dem Kopf und hemmt dessen freie Bewegung. Kahlheit oder Fülle

des eigenen Haars war dabei ganz gleichgültig; der Jüngling feierte das Ablegen der Kinderschuhe und den Eintritt ins Leben damit, daß er die Perrücke aufsetzte. Wie verschroben mußte es in den Köpfen aussehen, die auf sich solche Verschrobenheit dulden konnten. So rufen wir jetzt aus; allein das 17. Jahrhundert war anderer Meinung, es hielt die Perrücke gerade für einen Triumph des menschlichen Geistes, für ein Wunder an Schönheit. Wenn die Fülle der Locken auf Schultern, Brust und Nacken tief herabfloß, so verlieh das den Ausdruck der Würde und Hoheit; die Perrücke war das Bild der Sonne, die mit freundlichen Strahlen die hellen Morgennebel durchbricht, wenigstens in der Phantasie der damaligen Poeten; oder es verknüpfte sich mit der Perrücke der Begriff der Stärke, indem man des mähnenumlockten Löwen gedachte. Diesem Löwen aber waren keine Riesensprünge und Kämpfe, sondern nur ganz langsame, gemessene, abgezirkelte Bewegungen erlaubt; ein steifes Zeremoniell folgte unausbleiblich der Perrücke; selbst der Tanz mußte sich ihr akkommodiren, und man erfand das Menuet; denn ein rascher Rundtanz hätte alle Toilette in ein wildes Chaos verwandelt. Wie sehr sich an die Perrücke der Begriff der Würde heftete, zeigt sich auch darin recht deutlich, daß lange, nachdem jene schon ihr Grab gefunden, es doch noch für den Gelehrten, den Geistlichen und den Arzt ein unumgängliches Erforderniß blieb, in schneeweiß gepuderter, dreizipfeliger Allongeperrücke zu erscheinen, sollte irgend ein Nimbus und ein Renommee bewahrt werden. Arthur Schopenhauer nennt die Perrücke „das wohlgewählte

Symbol des reinen Gelehrten als solchen. Sie ziert den Kopf mit einem reichlichen Maß fremden Haares, bei Ermangelung des eigenen, wie die Gelehrsamkeit in ihrer Ausstattung mit einer großen Menge fremder Gedanken besteht." Für den Heilkünstler war die Perrücke auf dem Haupt ebenso unentbehrlich, als unter dem Arm der kleine schwarzseidene Chapeau-bas und in der Hand der mächtige Rohrstock, der als Stütze des Kinns beim Nachdenken in bedenklichen Fällen typisch geworden ist, ähnlich wie die Dose, aus welcher der gelehrte Jünger Aeskulaps mit Ernst und Anstand den echten Virginia-Rappee nahm, wenn er sein Gehirn etwas aufzuhellen oder auch seine gänzliche Ignoranz und Rathlosigkeit vorläufig unter dem Schein tiefer Meditation zu verbergen suchte.

Die ehrwürdige Perrücke war aber kein isolirtes Modestück, sondern das ganze übrige Kostüm mußte mit ihr in Einklang treten; sie schuf die Modenwelt zu einer salonmäßigen um und wurde von ihrer eigenen charakteristischen Tracht begleitet. Da die Perrücke nicht blos Haartracht, sondern auch zugleich Kopfbedeckung war, so hätte man den damals gebräuchlichen großen Schlapphut eigentlich ganz abschaffen können, ohne sich zu erkälten. Die Welt wollte ihn aber doch nicht unbarmherzig verabschieden, sondern verkleinerte ihn nur. Er verlor seine wilde verwegene Gestalt, wurde mit drei Rändern regelmäßig aufgebogen, und seine langen Federn verwandelten sich in eine leichte Plümage. Für den Salon ward er so klein, daß er gar nicht mehr auf den Kopf paßte, sondern nur noch in der Hand getragen werden konnte. Im 18. Jahr-

hundert endlich, als er seinen Platz definitiv unter dem Arm erhalten hatte, klappt er als sogenannter Dreispitz zusammen. Wir sehen, wie weit die Mode von den Gesetzen der Logik abirren kann, daß sie ein Trachtenstück, welches lediglich zum Schutz des Kopfes dient, unter den Arm zu stecken befiehlt.

Wie der Schlapphut, so fanden auch die kolossalen Schlappstiefel keine Gnade mehr vor dem zierlichen Hofgeschmack. Sie mußten sammt ihren Stulpen den Schuhen und Strümpfen weichen, da man zur Perrückenzeit großes Gewicht auf die Sichtbarkeit und die Grazie der Beinbewegungen legte. Das Beinkleid reichte nur bis zum Knie, wo die seidenen Strümpfe begannen, die in Schuhen mit hohen rothen Absätzen und enormen Bandrosen steckten. Die Schlappstiefel blieben nur bei den Dragonern und bei den Studenten in Gebrauch, bei welchen letztern sie heute noch gelegentlich als sogenannte Kanonen figuriren. Dieser Ausdruck rührt von den Herren Canonicis her, bedeutet aber anfänglich nicht die Stiefel selbst, sondern nur die Stiefelkragen. Die Leinwand nämlich war vom Hals in die Stiefel hinabgeglitten; man trug leinene Strümpfe, die über die Kappen als Zierrath ausgebreitet wurden. Später wurde dann jene Bezeichnung von dem Theil auf das Ganze übertragen. Lauremberg (II. Scherzgedicht. Vers 629) vergleicht solche kanonisirte Herren treffend mit ruechwötigen maenduven, rauhfüßigen Mohntauben, jenen bekannten blaugrauen Tauben mit befiederten Beinen.

Unter Ludwig XIV. waren Stiefel höchstens auf der

Straße bei schlechtem Wetter erlaubt; aber in Damengesellschaft anders, als in Schuhen und seidenen Strümpfen zu erscheinen, wäre ein unerhörtes Verbrechen gewesen. Zu den Stiefeln hatte das gewaltige zweischneidige Ritterschwert mit seinem Kreuzgriff gepaßt, neben den seidenen Strümpfen aber verwandelte sich dasselbe in den zierlichen Stoßdegen mit Stichblatt und Handkorb, und verkleinerte sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch mehr zum sogenannten Galanteriedegen, der von Jung und Alt an der Seite getragen wurde. Aeltere Herren führten ferner in der Rechten das lange spanische Rohr mit goldenem Knopf, dessen stützenden Halt oft auch die Damen bei öffentlichem Erscheinen nicht verschmähten.

Wenn Hut, Stiefel und Schwert solche Umwandlung erlitten, so wurde nun gar der Rock, die Hauptsache, vom Pariser Hof zu einem wahren Salonstück umgeschaffen. Der 30jährige Krieg hatte nämlich den langen, sackartigen Bauernkittel, den direkten Abkömmling der römischen Tunika, durch die Rekruten anstatt des Wammses und spanischen Mantels in Mode gebracht. Das war nun freilich ein Ungeheuer für den Salon; indem man ihn aber allmählig um die Hüften einzog, ihn an den Aermeln und auf der Brust breit umschlug, ihn an allen Rändern mit Goldtressen besetzte, mit Spitzen garnirte und mit Knöpfen von Gold und Silber schmückte, schuf man ohne Frage ein höchst glanzvolles imponirendes Effektstück, welches für die Prachtliebe und die Scheinwürde Ludwigs XIV. vortrefflich paßte. Unter diesem Rock verwandelte sich das Wamms in einen ähnlichen, eng anliegenden Rock, das

Justaucorps, um später zur Weste zusammenzuschrumpfen. In Deutschland herrschte noch die größere Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch als männliches Staatskleid, wie es vom wohlhabenden Bürger der freien Reichsstadt bis aufwärts zum Fürsten getragen ward, dieser Salonrock Ludwigs XIV., von dunklem oder hellem Sammet mit reicher Seide oder mit Gold- und Silberstickerei geschmückt.

Was die weibliche Kleidung betrifft, so mußte sie in Geist und Charakter ein würdiges Seitenstück zur männlichen darstellen; freilich konnte die Dame keine Perrücke tragen, aber sie suchte sich anderweitig zu helfen und mit ihr an Großartigkeit zu konkurriren. Die Locken, die zur Kriegszeit frei herabgefallen waren, wurden aufgebunden, sammelten sich oben auf dem Kopf und stiegen von einem Lustrum zum andern immer höher hinauf, bis sie durch ein künstliches Drahtgestell gehalten werden mußten und dann eine terrassenartige Bedachung von Spitzen erhielten. Diesem künstlichen Gebäude diente als Taufpathin Madame de Fontanges, die schöne und geistlose Mätresse Ludwigs XIV., welche einst auf der Jagd zum Schutz gegen die Sonne den Kopf in ähnlicher Weise mit Laub überbaut hatte. Die Fontange hielt sich ein Menschenalter hindurch auf allen eleganten Frauenköpfen und bildete selbst, wenn auch in verkleinerter Gestalt, die allgemeine bürgerliche Kopftracht in Deutschland nicht weniger als in Frankreich. Sie verschwand jedoch fast genau mit dem Todesjahr Ludwigs XIV., und dafür trat in den ersten Jahrzehnten der Selbstregierung Ludwigs XV. eine lockige,

höchst kapriciöse Frisur ein, die mit derselben Konsequenz, wie Perrücke und Zopf, sich mit dem Schnee des Puders bedeckte. Allein unmittelbar vor seinem jähen Sturz sucht sich der französische Hof, an der Schwelle der Revolution, noch einmal zum alten Prunk Ludwigs XIV. emporzuschwindeln, und die terrassenförmige Fontange wird wieder Mode — das letzte Aufflackern des Fürstenglanzes. Bis auf ein paar Lockenrollen, die auf die Schultern fallen, thürmen sich die Haarmassen in die Höhe und werden mit Kissen, Drahtgestellen, Nadeln ꝛc. zu solchen Gebäuden aufgeschwellt, daß diese an kubischem Inhalt oft das Zwölffache des Kopfes ausmachen und ihn um das Vierfache an Höhe überragen. Das Gesicht der Dame schien fast in der Mitte der Körperlänge zu sitzen, der Kopf ward gleichgültig und verlor an Bedeutung im Verhältniß zum Haar; er bildete nur das Fundament zu einem architektonischen Kunstwerk. War dieses schön gelungen, so mochte sich selbst ein verblühtes Gesicht darunter trösten. Die Frisur wurde zu einer Architektur, und die Dame jener Zeit konnte mit einem gewissen Recht ihren Friseur als akademischen Künstler bezeichnen. Alles was Kunst oder Natur darbot, gab Formen für die Frisur ab, ja selbst berühmte und berüchtigte Persönlichkeiten, so wie geschichtliche Begebenheiten erhielten ihr Denkmal auf Millionen weiblicher Köpfe von Paris bis Petersburg.

Ebenso pomphaft wie das Haar ward das Kleid getragen. Schon seit den frühesten Zeiten des Mittelalters gehörten stets zur vollen Damentoilette zwei Kleider, von

denen das obere so geschnitten war, daß es das untere sichtbar werden ließ. Jetzt wurde das obere Kleid, die Robe, vorn völlig offen gelassen; nur an den Schultern und Hüften war es geheftet, und fiel mit umgeschlagenen Enden in breiter, faltiger Masse und mit gewaltiger Schleppe auf den Boden. Dazu verlangte aber die Unnatur der Perrückenzeit den steifen eisernen und fischbeinernen Schnürpanzer. Selbstverständlich konnte dieser einer Zeit nicht fehlen, der er in seinem Charakter so ähnlich sah. Die Umrisse einer weiblichen Erscheinung sollten eben der natürlichen Menschengestalt nicht analog sein. An Stelle der freien, anmuthigen Bewegung und Elasticität sollte ein geziertes, steifes und eckiges Drehen und Wenden treten. Ungelenkigkeit des Körpers lag in der Richtung der Zeit und galt für fein, vornehm und schön; sie ward noch vermehrt durch die entsetzlich hohen, spitzen Steckelschuhe, welche vollends jede weibliche Anmuth, jede Schönheit und Grazie in Gang und Bewegung unmöglich machten.

Die deutsche Frauenwelt ahmte leider diese Moden ihrer Nachbarinnen jenseits des Rheins mit der peinlichsten Genauigkeit nach, obwohl sie manchen harten Kampf mit der kirchlichen Sittenpolizei zu bestehen hatten, die in lutherischen Gebieten noch schärfer verfuhr, als in katholischen. Auch die mittelalterlichen Luxusgesetze und Kleiderordnungen wurden von Zeit zu Zeit erneuert; allein wann hat sich um sie die launische Tyrannin „Mode" bekümmert? Wenn unsere Urältermutter in ihren Blüthejahren auf den Ball ging, war ihr Staat ebenso luxuriös, als bizarr. Auf dem

Kopf baute sich ihr der enorme, aus verschiedenen Stockwerken bestehende Haarthurm in die Höhe. Ihr Fuß ward durch ein zollhohes, an der Sohle des sammetnen Ballschuhes angebrachtes Stelzchen gezwungen, auf der Spitze zu schweben. Der Harnisch zwängte Arme und Schultern zurück und schnürte die Hüften zusammen. Die Aermel, mit Blonden überladen, reichten bis zum Ellbogen und der lange parfümirte Handschuh deckte den Vorderarm. Nicht genug, daß poudre de riz und rothe Schminke ungenirte Anwendung fanden, man klebte sich auch noch auf verschiedene Stellen des Gesichts, namentlich auf Wange und Kinn und in den Augenwinkeln schwarze Flecken von englischem Taffet, um erstens den Ausdruck des Mienenspiels zu erhöhen, und zweitens den Glanz der ohnehin gefälschten Hautfarbe in rechte Wirkung zu setzen; die Schwärze sollte durch den Contrast die Weiße heben. Anfangs waren diese schönheitswidrigen sogenannten Schönheitspflästerchen oder Mouchen rund, dann verband sich allerhand Spielerei damit; man schnitt sie aus in Formen von Sonnen, Monden, Sternen, Fliegen, Käfern, Herzen, Amoretten &c., und machte endlich eine Art Zeichensprache daraus, indem sie je nach dem Ort, den sie einnahmen, eine verschiedene Stimmung, Neigung und Affektion des Herzens kundgaben. Die elegante Dame führte überall ein Perlmutterdöschen mit sich, welches einen Vorrath von Mouchen enthielt. Diese wunderliche Toilettenkunst war übrigens auch schon in alter Zeit bekannt; Martial sagt einmal: „Zahlreiche schwarze Pflästerchen besternten ihre schöne Stirn.“ Im 17. Jahrhundert aber

geißelt Moscherosch jene Unsitte in Philanders Gesicht von den Venusnarren: „Etliche Meydlein, damit sie schamhaft erscheineten, verpflasterten das Gesicht hie und da mit schwartz daffeten schandflecken, deren sie sich doch selbst nicht schämmeten."

Von diesen unästhetischen, effektsuchenden Hofmoden Ludwigs XIV. ward ganz Europa inficirt; nur jene wenigen Ländchen blieben frei davon, in denen der Nationalgeist stark genug war, die Nationaltracht aufrecht zu erhalten, wie etwa Ungarn, Südspanien, Schottland ꝛc. Sonst war die Perrücke sammt allen ihren Anhängen unerbittlich und ergriff die ganze civilisirte Welt; sie durchdrang sogar die Literatur und jede Kunst. In allen Romanen jener Zeit, mögen sie in den Urwäldern Amerikas, im klassischen Rom und Hellas, in China oder Hinterindien spielen, — immer finden wir dieselben zu Paris gebildeten Menschen wieder, wie sie dieselbe komplimentenreiche, geschraubte Sprache reden und mit wallenden Allongeperrücken hoheitsvoll einherschreiten. Auf Gemälden sehen die olympischen Götter und Göttinnen aus, als hätten sie sich Friseure und Tanzlehrer direkt vom französischen Hofe verschrieben. Ebenso hat auf der Bühne selbst der starre Römer Cato den Unterricht des Balletmeisters genossen, die Wolkenmasse der Staatsperrücke umlockt sogar das Imperatorenhaupt eines Alexander des Großen, und Cäsar erscheint in goldgestickter Robe und mit dem dreieckigen Hütchen unter dem Arm.

Im vorigen Jahrhundert schwächen sich die Moden und der Geschmack Ludwigs XIV. von einem Jahrzehnt

zum andern ab; die Perrücke verkleinert sich und schrumpft langsam zum Zopf und Haarbeutel zusammen; das ganze Kostüm beginnt weniger Prunk und Effekthascherei zu zeigen, die Farben verlieren ihren krassen Schein. Es ist interessant, überhaupt die Wandlungen des Farbengeschmacks in den verschiedenen Zeitaltern zu verfolgen. Wir haben oben den Harlekinsanzug des Mittelalters betrachtet; durch die moralisirende Tendenz der ernsten Reformationszeit wurde die alte Farbenlust des 15. Jahrhunderts, die sich in großer Buntheit und in schroffen Kontrasten gefiel, erheblich gemildert. Alle Farben verdunkeln sich im 16. Jahrhundert, das Schreiende und Bunte wird ganz vermieden, Scharlach, Goldgelb, Himmelblau verschwinden mehr und mehr, dafür tritt Dunkelbraun, Dunkelviolett und Schwarz an Stelle jener Farben. Der Geschmack an dunkler Farbe wächst, bis endlich Schwarz die allgemeine Lieblingsfarbe ist. So lange die große Farbenlust herrschte, konnte Schwarz nur als Amtstrachtsfarbe der Rathsherren in den deutschen Städten bestehen. Hatte aber die Reformation ein dunkleres Kostüm gebracht, so trat unter Ludwig XIV. in der wiederaufgelebten Barocke die alte Farbenlust auf's Neue schreiend und grell hervor. Blau und Roth, womit man auch noch das Gold verband, waren die Lieblingsfarben jener Zeit und zwar mußten sie in recht leuchtender Weise und in breiten schweren Massen dicht mit einander verbunden werden. Im darauf folgenden Zeitalter des Rococo wurden die Farben wieder zarter, die Kontraste weniger schreiend; das berühmte Blau und Roth verwandelte sich

in Hellblau und Blaßrosa, und die Farben Gelb, Grün, Violett wurden nicht mehr satt und grell, sondern ins Lichte verwaschen getragen. Allein auch diesen Farbengeschmack des Rococo fand man noch viel zu heiter und lebenslustig, als unter Ludwig XVI. die Nemesis für die Sünden der Vergangenheit herannahte, und Furcht und Gewissensbisse sich der Gesellschaft bemächtigten. Man brach fortan alle Farben ins Trübe und Schmutziggraue, oder man ließ, wenigstens wie von Braun und Blau, nur ganz dunkle, dem Schwarz sich nähernde Schattirungen gelten. Als dann die Revolution ausbrach, ging die Tendenz der republikanischen Kleidung wie auf einfachere Formen, so auch entschieden auf dunklere Farben, und diese Geschmacksrichtung hat bis auf die Gegenwart sich nicht nur erhalten, sondern beständig zugenommen. Vor 50 Jahren konnte man wohl noch rothe, himmelblaue, zeisiggrüne, hechtgraue, zimmetbraune Männerröcke mit entsprechenden bunten Aufschlägen sehen, und für Beinkleid und Weste war Gelb in allen Nüancen sehr beliebt; heute dagegen hat man das Schwarz, das ursprünglich den Quäkern und den Amerikanern angehörte, männlicherseits in der ganzen civilisirten Welt zur höchsten Fest- und Galafarbe gemacht. Jetzt kennen wir eigentlich trauriger Weise nur noch zwei Farben, freilich mit unzähligen Schattirungen, Grau und Schwarz, seit alter Zeit die Farben der Sklaven, der arbeitenden Klassen und — der Trauer. Volle Farben sind nur Kunstreitern und Seiltänzern geblieben, sonst ist der Farbensinn des männlichen Geschlechtes todt; dunkle Miß- und Mistfarben gelten allein

für nobel; wer diesem Geschmack nicht folgt, dem laufen die Kinder nach. Nicht aufzufallen, ist Princip; nach etwas Bestimmtem auszusehen, gilt für gemein. Ob diese Eigentümlichkeit des modernen Geschmacks als ein erfreuliches oder als ein trauriges Resultat der Geschichte zu erachten sei, überlassen wir der Beurtheilung unseres lieben Lesers, und wenden uns nach der kleinen Exkursion, die wir hier gemacht haben, zur Zeitepoche des Zopfes zurück.

Mit der Zopferfindung hängen eng zusammen die militairische Paradedressur, die Gamaschenknöpferei, das Prügelsystem, der kleinliche Dorfpatriotismus, die deutsche Kleinstaaterei, das pedantische Philistertum, der politische Indifferentismus und — die Erfindung des Regenschirms. Der Zopf ist das treffende Symbol des wahren Philisters; aber dieser hat noch ein anderes Wappenzeichen, den Regenschirm. Es ist sehr richtig und tief begründet, daß der Kladderadatsch der komischen Figur seines Müller jenen konstanten Begleiter in die Hand gegeben. Selbst Louis Philipp kokettirte nicht nur mit dem bürgerlichen Oberrock, sondern auch mit dem unvermeidlichen Regenschirm, damit sein Bürgerkönigtum auch äußerlich vollkommen sei. Clemens Brentano sagt in seiner Naturgeschichte des deutschen Philisters, es sei das sicherste Kennzeichen desselben, daß ihn nie der Regen ohne Regenschirm treffe, was doch andern Leuten fast immer passirt. Wunderbar! so wie der Philister in der Weltgeschichte fertig ist, erfindet er sich den Regenschirm oder richtiger, borgt ihn von China; überhaupt herrscht eine große Verwandtschaft zwischen dem Chinesentum und dem Geist des Zopfs.

Kein Wunder daher, daß sich der Humor keiner sozialen Erscheinung so sehr bemächtigt, als des Philisters; er ist eine ausgiebige soziale Originalkarikatur. Hampelmann, der die höchsten Interessen des öffentlichen Lebens mit der Elle des baumwollenen und wollenen Waarenhändlers mißt, dessen ganze Politik im Geldsack sitzt, verdient in der That der Paria der Gesellschaft zu sein.

Der Zopf ward jedoch nicht wie der Regenschirm dem himmlischen Reich entlehnt, sondern ist leider eine selbständige deutsche Erfindung. Er kam aus militairischen Kreisen, und will man eine bestimmte Persönlichkeit als Vater des Zopfs bezeichnen, so ist das der große Autokrat Friedrich Wilhelm I. Die Perrücke war natürlich vom Civil auch auf das Militair übergegangen, aber nur auf den Offizier; denn der gemeine Soldat konnte schon aus finanziellen Gründen die Mode nicht mitmachen; dafür mußte er aber sein eigenes Haar wenigstens so lang als möglich tragen. Da dies nun bei dem strengen preußischen Dienstreglement sehr unbequem war, und sich zweitens in der Frisur nicht die nöthige militairische Gleichförmigkeit herstellen ließ, so kam man auf den Gedanken, die langen Haare hinten zusammenzubinden. Der weitere Schritt, sie steif in einen Schwanz zusammenzukleben, oder einen falschen Zopf in Ermangelung des eigenen Haars zu machen, fand sich dann leicht. Der Zopf ist also hervorgegangen aus dem Streben, die frei wuchernde Originalität des Haarwuchses zu bändigen und alle Köpfe durch die Anhängung des gleichen Schnörkels zu uniformiren. Die Länge und Dicke des Zopfs wurde bald zum Gegenstand

der Eitelkeit und des Ruhms, zumal als derselbe dann vom gemeinen Soldaten auf den Offizier überging und durch diesen in die ganze vornehme Gesellschaft Eingang fand. Der Zopf war mit schwarzem Bande zierlich umwickelt, welches am Ende eine Schleife bildete, und hing in beträchtlicher Länge den Rücken hinab; daher veranlaßte er die Entstehung des noch gebräuchlichen Sprichworts: „Wer lang hat, läßt lang hängen.“ Elegante Leute steckten das Haar auch wohl in einen Haarbeutel von schwarzer Seide, der dann die Stelle des Zopfs vertrat. Man trug ferner Zöpfe von Pferde- und Ziegenhaaren, von Wolle, Zwirn, selbst von Draht und Glasfäden, und befestigte sie zuweilen hinten am Rockkragen. Zunächst war es natürlich, wie immer, die junge Welt, welche die neue Mode annahm; als die junge Welt alt wurde, war ihr der Zopf lieb geworden, auch die Söhne wurden daran gewöhnt, und noch die Enkel fanden den Zopf am guten Großvater ganz vortrefflich. Das Alter wäre nicht ehrwürdig, würde es sich dem raschen Wechsel neuer Moden unterwerfen, sollten diese auch selbst an und für sich edler und sittlicher erscheinen, als die alten. Ganz wie mit dem Alter verhält es sich in dieser Beziehung mit der Geistlichkeit; sie befindet sich mit der Mode in einem beständigen seltsamen Streit, in dem sie allemal unterliegt. Anfangs widersetzt sie sich mit Energie dem Hereindringen des Neuen, nimmt es aber immer selbst an, sobald es allgemeine Tracht geworden ist und den Geruch der Stutzerhaftigkeit verloren hat. Wenn nun die ewig wechselnde Mode wieder über diese Form hinwegschreitet, so hält die

Geistlichkeit daran mit derselben Zähigkeit fest, mit welcher sie dieselbe früher verdammte.

Zwischen Perrücke und Zopf herrschte im Salon ganze Dezennien hindurch ein förmlicher Krieg, der sich sogar zu einem nationalen Kampf gestaltete, da die Perrücke für französisch, der Zopf aber für deutsch galt. Die Partei der Perrücke nahmen die feinen Herren der alten Schule, die Gelehrten, Geistlichen und Würdenträger; dagegen hatte der Zopf das Militair, alsbald auch den Bürgerstand und die mittleren Klassen der Gesellschaft für sich. Die Perrücke war endlich im Kampf unterlegen, und blieb nur noch auf der Kanzel, der Richterbank, dem Katheder und dort in Ehren, wo ein unerwünschtes Gebot der Natur stattfand. Der Verschmelzungsprozeß beider Moden ward erheblich durch die Sitte des Puderns erleichtert, welche bei Perrücke und Zopf in gleicher Weise herrschte. Die Lieblingsfarbe der Perrücke, als diese zuerst auftrat, war nämlich blond; da blondes Haar nun ziemlich selten und theuer war, so suchte man wenigstens durch weißen Puder den Eindruck der dunklen Lockenmassen zu mildern. Man nannte das „adoucir les traits“ und stellte so ein süßliches Aussehen, ein weibisches Milchgesicht her. Daraus wurde aber zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine allgemein und absolut herrschende Mode; das Haar, ob schwarz, braun oder blond, ob eigen oder falsch, mußte über und über weiß gepudert sein, und der Zopf machte hieran keine Aenderung. Für das Zeitalter der Madame Pompadour war der Puder in sozialer Beziehung wahrlich höchst charakteristisch; er verlieh den Gesichtern das Zeichen des

Greisenalters; freilich waren diese Gesichter dabei jugendlich weiß und roth bemalt, und schwarze Taffetfleckchen erhöhten den Glanz ihres falschen Inkarnats: allein gerade dieser Ausdruck des jugendlichen Greisenalters war vollkommen passend für eine Gesellschaft, die in ewiger Jugend leichtfertig ihrem Untergang entgegeneilte, welche, um mich eines Volksworts zu bedienen, in rasendem Taumel auf einem Vulkan tanzte, ohne an die nahe Eruption dieses Vulkans zu denken, während sie doch geistig kindisch und greisenhaft war und sich schon lange überlebt hatte.

Ebenso wie die Perrücke brachte es nothwendig auch der Zopf mit sich, daß sein Träger ein ruhiges, steifes, besonnenes, gravitätisches Wesen annahm. Wer eine gepuderte Frisur und weiße Strümpfe zu hüten hat, darf sich nicht so flink bewegen, als der Kurzgeschorene und Gestiefelte, muß ruhig abwarten, wo dieser schnell zufahren kann. In einer Gesellschaft der Zopfzeit herrschte daher viel mehr Ruhe und Mäßigung, als in einer modernen. Diese Sorgfalt und Langsamkeit, die das Kostüm in Anspruch nahm, übertrug sich auf die ganze Denkweise und Anschauung der damaligen Zeit. Man überlegte eine Sache erst reiflich von allen Seiten, bevor man sie unternahm. Wer sich einen neuen Rock anschaffen wollte, wartete erst so lange, bis das erforderliche Geld beisammen war, und er genaue Erkundigungen über die etwa erwachsenden Kosten eingezogen hatte. Dann ward beim Schneider angefragt, wie viel Material nothwendig wäre, und danach schritt man zum Einkauf. Hierauf ward Maß

genommen, und so kam endlich der Rock zu Stande, von dem man verlangte, daß er recht lange halten sollte. Die Festkleider zur Konfirmation wurden so vollständig und solid gemacht, daß sie durchs ganze Leben ausreichten, oder die Kinder wurden in denselben Kleidern konfirmirt, in denen die Eltern sich hatten trauen lassen. Heute geht man ins Magazin, wählt, probirt, zieht den neuen Rock fertig an, läßt den alten nach Hause schicken, alles innerhalb 10 Minuten, und die Bezahlung erfolgt später einmal, wenn Geld da ist. Das ist die raschlebige Zeit des Dampfes und der Elektricität. Ein Bezopfter wäre auf Dampfschiffen und Eisenbahnen, im Gewühl der Bahnhöfe schlecht weggekommen. Das Leuchtgas und die Telegraphie vernichten vollends das Spießbürgertum der kleinen Städte mehr und mehr. Der Zopf hat sich schon vor diesen gewaltigen Erfindungen aus dem Staub gemacht; hätten sie ihn noch am Leben getroffen, würden sie ihn doch mit einem Schlage getödtet haben.

Ein halbes Jahrhundert hindurch, von 1740 bis 1790, dauerte die Glanzperiode des Zopfes; in den nächsten Dezennien wandelte er langsam seinem Grabe zu. Das französische Militair schaffte ihn in den Jahren 1807 bis 1809 ab, mit Ausnahme der alten Garden, die ihn noch als Auszeichnung, wenn auch in sehr verkürzter Gestalt, behielten. Ihr Kaiser war schon 1806 in Deutschland ohne Puder und Zopf erschienen. Bei uns Deutschen fiel er in den ernsten Jahren der patriotischen Erhebung, und haben die Freiheitskriege wohl wesentlich seinen Sturz beschleunigt. Die letzten Exemplare wurden vom Civil erst

nach 1814 abgeschnitten, als auch englische Moden allgemeiner wurden. Figürlich hängt der Zopf leider auch der lebenden Generation noch hinten an und ist heute im absterbenden Zunftwesen und mancher andern vergilbten, altfränkischen, chinesenhaften, barocken Sitte und Einrichtung unserer Gesellschaft noch deutlich erkennbar.

Schließlich möge uns der Leser erlauben, noch auf eine merkwürdige Narrheit aufmerksam zu machen, daß nämlich, als die Männer des romanisch-germanischen Europa es für schön fanden, die Haare des Hinterkopfes gleich den Weibern wachsen zu lassen, oder sich falsche Schwänze anzukleben, sie gerade zu derselben Zeit beliebten, den Pferden ihre schönste Zierde, die langen Schweife, abzuschneiden und sie zu sogenannten Stutzschwänzen zu verstümmeln. Friedrich der Große ritt nur Stutzschwänze und in den europäischen Armeen gab es gewisse Reiterregimenter, die zur besondern Auszeichnung nur Stutzschwänze ritten. Die Mode ist unergründlich in ihren Widersprüchen; nur eins ist klar: sie duldet alles, bloß keine Natur.

Fünftes Kapitel.

Der Panier oder die zweite Reifrockperiode.

Im ganzen Verlaufe des vorigen Jahrhunderts treten uns an der Frauenkleidung nur zwei Theile von bedeutungsvoller Geschichte entgegen, die Frisur und der wiedergeborene Reifrock, während die Bekleidung des Oberkörpers hinsichtlich des Schnürleibs und der Dekolletirung nur kleineren Veränderungen unterliegt, die von keinem sittengeschichtlichen Interesse sind. Dabei zeigt sich die eigentümliche Erscheinung, daß, während kurz vor dem Ausbruch der Revolution die Frisur sich zu solcher Höhe erhebt, daß sie an Unnatur und grandioser Ungestalt dem Reifrock nicht nachsteht, beide Theile dagegen anfänglich einen entgegengesetzten Weg einschlagen. Die Frisur nämlich steigt ein halbes Jahrhundert hindurch von der grotesken Höhe der Fontange zu möglichster Kleinheit herab, während der Reifrock bis zur Revolution in stetigem Anschwillen zu einem immer größeren Ballon begriffen ist. Das Werden und Wachsen desselben fällt also zusammen erstlich mit dem Sinken der Fontange, deren Ende in das

Jahr 1720 fällt, sodann mit der kleinen Frisur, die unter Ludwig XV. herrscht, und endlich drittens mit der abermaligen Aufrichtung des Haargebäudes. So erklärt sich, was man um die Mitte des Jahrhunderts von den Frauen sagte:

Was ihnen an der Höh' des Hauptes ist benommen,
Dasselbe haben sie an Breite itzt bekommen,
Das Fundament wird weit, der Gipfel aber klein,
Und alles muß dabei nicht nach der Baukunst sein.

Von Herbert König (Illustr. Zeit. No. 1228) wird der Ursprung dieses zweiten Reifrocks nicht nach Frankreich, sondern nach Belgien verlegt, und zwar soll am 21. Juni anno 1700 zu Brüssel die reiche Frau van Heeren, deren Geschmack damals in der Mode maßgebend war, zum ersten Male vor ihrem Gartenpavillon in einer Robe erschienen sein, die nicht, wie sonst, in dichten und üppigen Falten herabfiel, sondern aufgebauscht und hinten in eine Art Knäuel zusammengefaßt war. Wenn nun auch dieser Wulst, der beim Niedersitzen sich hinten an der Stuhllehne angstvoll emporsträubte, nichts weniger als kleidlich und schön war, so sah man doch bereits vier Wochen später alle Promenaden der belgischen Hauptstadt mit diesen aufgeschürzten Roben gefüllt. Diese seltsame Mode war nun freilich keine eigentliche Reifrocktracht; allein es ist nicht unmöglich, daß sie zum Wiederaufleben derselben den ersten Anstoß lieferte und sogar direkt und unvermerkt in dieselbe überging. Also eigentlich ist der Schneider der Frau van Heeren „das Karnickel gewesen, welches angefangen hat."

Was in Brüssel Frau van Heeren war, das war zwanzig Jahre später in London Lady Kingston. Um mit etwas ganz Neuem glänzen zu können, studirte diese berühmte Modedame eines Tages das Kostümwerk von Hope, und fand, daß vormals ihre große Königin Elisabeth einen mit Rohr ausgesteiften Rock unter der Robe getragen und sich darin sehr majestätisch ausgenommen habe. Sofort konsultirte sie mit ihrem Schneider über einen Rock von meergrüner Seide, mit blaßrother Haarschnur gesteppt, mit Dunen gepolstert, mit Fischbein gesteift und vorn zum bequemeren Tragen eigens mit Haltern versehen. In diesem unerhörten Aufzug erschien die Gebieterin der Mode eines schönen Sommernachmittags im St. James-Park; aber niemand, der sie sah, wagte zu lächeln oder den Kopf zu schütteln, alles vielmehr — ging hin und that desgleichen. Hiernach wäre also Lady Kingston selbständig auf den Reifrock verfallen, ohne ihn von Paris zu entlehnen; denn man will wissen, daß ihr englischer Nationalstolz sich dagegen gesträubt haben würde, eine neue Mode anderswoher zu importiren. Mag dem sein, wie ihm wolle, wir sehen hier wieder bestätigt, was wir schon oben besprochen, daß nämlich der ganze Charakter eines Zeitalters zu einer bestimmten Mode hindrängt; mag diese auch an verschiedenen Orten der civilisirten Welt scheinbar gesondert in die Erscheinung treten, so stehen doch diese einzelnen Erscheinungen im innigsten Zusammenhang, und in unserm Fall ist es ganz gleichgültig, welcher der drei Mächte, Frankreich, Belgien oder England, wir die Priorität der Reifrockrüstungen zuschreiben.

Ueber die extensiv und intensiv rasch fortschreitende Mode entspann sich bald eine literarische Fehde, und Spottschriften erschienen für und wider dieselbe in Menge. Vom Jahre 1714 besitzen wir eine Vertheidigungsschrift, die, wenn sie auch sehr wohl ironisch genommen werden könnte, doch jedenfalls ernstlich gemeint scheint, da ihr Verfasser eine Dame ist, und

„Mit Frauen soll man sich nie unterstehn zu scherzen,"

ganz und gar nicht, wenn es sich um die delikate Angelegenheit eines weiblichen Garderobenstücks von nie gesehener Schönheit und Zweckmäßigkeit handelt. Die Schrift führt den Titel: „Eines galanten und gelehrten Frauenzimmers Gutachten von zwei curieuser Leute Sentiment über die Contusch- und Reiffenröcke. Gedruckt in Meissen Anno 1714." Nicht ganz mit Unrecht wird darin den Männern angedeutet, sie möchten sich nur selbst an die Nase oder vielmehr an die Perrücke fassen, und lieber diese lächerliche Mode geißeln, anstatt des unschuldigen Reifrocks, zu dessen Lobe eine Hymne in ungebundener Redeweise angestimmt wird, der wir hier nur Folgendes entnehmen: „Ja der kluge Erfinder hat allerdings verdient, daß er von den edelsten unseres Geschlechts mit billigen Panegyricis bei Lebenszeit bis in Himmel erhoben, bei seinem Absterben aber, wie einstens Monf. Frauenlob, zu Grabe getragen worden wäre, und daß man ihm den allermöglichsten, uns aber nicht disreputirlichen Douceur in gewissen Jubilaeis machte und den Tag der Erfindung mit einigen Freudenbezeigungen feierlich beginge. Denn bedenket nur, geliebte Schwestern, was vor Nutzen und

Bequemlichkeit hat er uns durch seine kluge Erfindung zuwege gebracht. Es ist einmal nicht nur unter uns, sondern unter dem männlichen Geschlechte eine ausgemachte Sache, daß man zwar ein von der Natur wohlgebildetes Frauenzimmer lobet, diejenige aber, die sie dabei mit einer geschickten Taille versehen, den andern vorziehet. Absonderlich hat das helle Perspectiv des männlichen Auges an uns wahrgenommen, daß uns etwas dicke Hüften einen sonderlichen Ornat geben, mit wenigen, daß der etwas dicke Untertheil unseres Körpers unsern Gang und Tanz sonderlich ziere und um ein großes Theil ansehnlicher mache, als wenn ein Mägdchen wie ein Rockstecken oder anatomirter Hering aussehe."

In einem Journal von 1738 spielt eine gewisse Silinde den Defensor des Reifrocks, während ein gewisser Crasto als Ankläger fungirt. Unter andern heißt es in diesem poetischen Wettstreit:

Crasto: Es ist doch wahr, daß diese Tracht
Das Weibsvolk ganz unkenntlich macht,
Sie sehen wie die kleinen Spinnen,
Die machen viel Gespinnst und sitzen mitten drinnen.
Silinde: Nein dieser Staat ist nicht zur Pracht,
Vielmehr ganz klüglich ausgedacht,
Die Damen dürfen nicht so schwitzen,
Die Arme können sich auch auf die Sättel stützen.
Crasto: Und eben dieser Pomp und Paus
Sieht just als wie ein Nähpult aus,
Muß man denn nicht zur Schande sagen:
Das Frauenzimmer mag nicht mehr die Arme tragen?

Silinde: Die Arme thuns allein noch nit,
Der Fuß hat einen bessern Schritt,
Man kann auch viel geschwinder gehen,
Und darf die vielen Schürz' nicht heben und verdrehen.

Wenn Silinde unter andern Gründen zur Vertheidigung des Reifrocks auch den vorbringt, daß er kühl halte und vor der Hitze des Sommers schütze, so wird gewiß unser liebe Leser mit uns fragen, wie es denn mit diesem Grunde für den Winter aussieht, welcher bekanntlich bei uns doppelt so lange dauert als der Sommer und deßhalb ein viel gewichtigeres Wort über die Kleidung zu sprechen hat, als dieser; noch richtiger ausgedrückt, haben wir aber 8 Monate Winter und 4 Monate keinen Sommer, weßhalb letzterer lieber ganz schweigen sollte, wo es sich um die Zweckmäßigkeit eines Kleidungsstücks handelt. Allein jene Frage wurde auch schon anderswo aufgeworfen und mit folgenden ironischen Versen beantwortet:

Wie kommt es, daß man auch im Winter also gehet,
Wann oft ein rauher Nord auf uns're Glieder wehet?
Warum legt man alsdann den Reifrock nicht von sich? —
Doch nein, es kann nicht sein, denn jetzt besinn ich mich,
Weßwegen ich nur dies zu einer Nachricht melde,
Was vor die Hitze hilft, das hilft auch vor die Kälte.

Diese Verse sind einem fliegenden Blatt aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entnommen. Der dazu gehörige Kupferstich stellt einen mächtigen Reifrock

dar, der von zwei Männern mit einer Stange auf den Schultern zum Thore hinausgetragen wird. Nach diesem Bild zu urtheilen scheint man damals schon an die Abschaffung des Reifrocks geglaubt zu haben, welche Hoffnung aber noch verfrüht war. Von den begleitenden Versen citiren wir noch folgende:

Den Reifrock pfleget man vorjetzt sehr weit zu nehmen,
Daß sich die Glocken selbst vor ihnen müssen schämen,
Weil sie bei Weitem nicht von solchem Umfang sein;
Zwei Reifröck nehmen just die breiten Gassen ein.
Dann sieht man eine Dam' jetzt in die Kirche gehen,
So muß sie sich halb rechts und bald halb links verdrehen,
Bis sie sich durch die Leut' mit ihrem Reifrock schwenkt
Und mit viel Müh' und Schweiß zu ihrem Stuhl hindrängt.
In Kutschen sehen sie als wie die Wolkensitzer,
Man sieht von ihrem Aug' kaum einen scharfen Blitzer,
Dieweil der Reifrock sich in alle Höh' erstreckt,
So daß er manchesmal das halb Gesicht bedeckt.
Es kann kein Cavalier mehr neben ihnen gehen,
Er muß beinah' drei Schritt vom Frauenzimmer stehen,
So daß ja, wann er will von ihnen einen Kuß,
Er solchen mit Gefahr des Lebens wagen muß.
Denn wer das Honig will von ihren Lippen saugen,
Der muß jetzt Stühl' und Bänk' und Feuerleitern brauchen,
Bis er zum Purpurmund nur hingelangen kann,
Und mit viel Angst und Müh' sein Opfer bringet an.

Alles wie bei uns und zwar genau bis in die Einzelheiten. Wenn wir nicht bestimmt wüßten, daß diese Verse hundert Jahre alt sind, würden wir glauben, sie wären

in jüngster Vergangenheit geschrieben. Auch der folgende Bericht, der von einem medizinischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts herrührt, könnte ebenso gut von einem jetzt lebenden verfaßt sein: „Der glockenartige Reifrock ist vorn und hinten so zusammengedrückt, daß er eiförmig wird. Er besteht aus 4 Reifen von elliptischer Form, deren einer immer größer ist, als der andere. Der untere, als der weiteste Reifen, hat gemeiniglich 7 bis 8 Ellen im Umfang der ganzen Weite nach, weniger die aufwärts folgenden, der oberste nur 4 Ellen. Am obersten Reifen sind auf beiden Seiten zwei Halbzirkel, Bügel genannt, angeheftet, davon der unterste Bügel nicht so weit und groß ist, als der darauf folgende oberste Halbzirkel. Die Bügel haben den Nutzen, daß der Reifrock oben nicht so gar spitzig zulaufen und von einem allzu engen Raum sich nicht auf einmal in die Weite ausbreiten möchte. Die Reifen sind aus Fischbein oder Rohr; sie sind eine halbe Elle von einander entfernt, der Zwischenraum ist mit linnenem, wollenem oder seidenem Zeuge ausgefüllt, auch mit Bändern und Tressen besetzt. Darüber werden nun die weiten Röcke und Kleider gezogen."

Statt aus Fischbein wurden die Reifen auch aus Stahl gemacht. Das Fischbein stieg durch seinen großen Verbrauch so im Preise, daß die Mägde, die zu ihren gesteiften Miedern viel Fischbein bedurften, sich ernstlich über die vornehme Welt zu beschweren anfingen, die durch ihren Reifrock den Artikel so vertheuerte.

Man klaget sonst auch noch bei dieser neuen Tracht,
Daß man das Fischbein hat dadurch sehr rar gemacht,

So daß dasselbige an allen End und Orten,
Wie jedermann wohl weiß, viel theurer ist geworden.
Es ist das Mägdevolk darüber voll Verdruß,
Weil es das Fischbein itzt so theuer zahlen muß.
Wenn es sich etwa will ein Mieder machen lassen,
Da schwört und fluchet es und fänget an zu rasen.
Da heißt's: der Henker hol' doch unsrer Frauen Pracht,
Dieweil sie das Fischbein so theuer hat gemacht.
Man hat vor kurzer Zeit mir vor gewiß gesaget,
Daß sich das Mägdevolk beim Richter hat beklaget.

Wenn in der ersten Epoche des Reifrocks die untere Hälfte der Dame theils einer Handglocke oder einem umgekehrten Pokal, theils einer Tonne geglichen hatte, so schien dagegen das Modell für den Reifrock in seiner zweiten Epoche anfänglich die Halbkugel zu sein; der unterste Reif bildete den größten Kreis, oder, um bei unserm Vergleich zu bleiben, den Aequator; die parallel laufenden Reifen waren die Breitengrade, und um die Taille etwa verlief der Polarkreis, während die Halter, die je zwei Reifen verbanden, als Längengrade anzusehen waren. Allein dieser mathematisch-geographische Reifrock war nicht von langer Dauer, denn die Mode haßt die Mathematik, wie jede exakte Wissenschaft. Das Maß des halben Globus war viel zu bescheiden; theils wuchs der Reifrock an Ausdehnung, theils ging er en profil in eine mehr ovale Form über, oder hob sich an den Seiten über den Hüften, so daß man Arme und Ellbögen bequem zum Ausruhen darauf legen konnte, wie dies schon in den oben citirten Versen angedeutet ist.

Je nach seinen verschiedenen Formen nahm der Reifrock auch verschiedene Namen an; bald hieß er panier wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Korbe, bald nannte man ihn boute-en-train, culbute, tatez-y, doupotte etc. Manche dieser Namen sind der Art, daß sie sich im Deutschen wegen ihrer Unsittlichkeit gar nicht wiedergeben lassen, und doch bediente man sich ihrer in den Salons Ludwigs XV. ohne Scheu. Die vornehme Pariser Hofgesellschaft suchte auch in der Sprache durch eine gewisse Rohheit zu exzelliren, und Ausdrücke anzuwenden, die von der Gasse und aus der gemeinsten Hefe des Volkes stammten. Zweideutige Redensarten, wie sie heutzutage höchstens aus dem Munde der Prostitution hervorgehen, waren damals salonmäßig und galten für pikant; der Cavalier, der sie gebrauchte, fand an seiner Schönen eine dankbare Lacherin und wurde für geistreich und witzig befunden. Als die anständigsten unter jenen Bezeichnungen erwähnen wir hier noch folgende: Wenn man sich ins Negligee warf, so zog man sich als Chenille, Raupe, an, und wenn man dem Hofe nach Versailles oder Marly folgte, ohne eingeladen zu sein, so war man dort als Polisson, Gassenjunge. Die vornehme Dame nannte ihr Haus Guinguette, Schenke, und ihren Hund Gredin, Lump. Die Ausdrücke der Zärtlichkeit, womit Ludwig XV. selber das weibliche Geschlecht regalirte, lauteten Loque, Lumpen, Chiffe, Fetzen, Graille, Krähe, zc.

Der Reifrock mußte zur Zeit der Pompadour, um courfähig zu sein, einen Durchmesser von 4½ Ellen haben, durfte trotz seiner komplizirten Eisen- und Drahtkonstruktion

beim Gehen nicht das geringste Geräusch verursachen und war so eingerichtet, daß er sich beim Niedersitzen mittels Anziehens einer geheimen Schnur um mindestens 2 Ellen zusammenziehen ließ. Ein solcher schmieg-, bieg- und gehorsamer Reifrock war allerdings nicht billig, sondern kostete 300, 400, ja 600 Livres; dabei konnte er seiner fein gearbeiteten und zerbrechlichen Konstruktion wegen höchstens ein Dutzendmal getragen werden; dann ward er anständig pensionirt, d. h. erhielt den bevorzugtesten Platz in der Garderobe und ein eigenes Futteral. Eine bereifrockte Dame gab ihrem Körper die Gestalt eines Waschbläuels, nahm einen 3 bis 4fach vermehrten Raum ein und mußte von der Seite gehen, wenn sie unter Menschen kam; bei Tische aber legte sie die Seitentheile ihres Monstrums auf die Kniee ihrer Nachbaren rechts und links, dieser glücklichen Satelliten, welche in der Fülle solches Staates untergingen. Stellenweise blähte die Dame des Pariser Hofes sich sogar soweit auf, daß ihr das Niedersitzen unmöglich wurde und sie keine Thür mehr, nicht einmal die Flügelthüren der Palastsäle passiren konnte. So kam man denn auf die Idee, das Monstrum in der Richtung von vorn nach hinten zusammenzudrücken, daß es oval wurde, dadurch gewann es freilich en face noch an Ungeheuerlichkeit; aber wenn die Dame fortan eine seitliche Schwenkung machte, so konnte sie mit einiger Unbequemlichkeit allenfalls die engen Passagen defiliren und die Korridore passiren, etwa wie ein Schiff die Kanäle. Höchst komisch muß es nun gewesen sein, daneben sich einen Herrn geberden zu sehen, der solche Fregatte zu

führen verpflichtet war. Ohnehin vertrat er mit engem Frack, Kniehose und Strümpfen die möglichste Stockähnlichkeit gegenüber der aufgeblasenen Weite jener und im eigentlichsten Sinne des Worts berührten sich hier die Extreme. Auch der galanteste Begleiter konnte natürlich seiner Dame sich nicht so weit nahen, ihr den Arm darzubieten; vermochte er doch zur Seite stehend kaum ihre Hand zu erreichen; also mußte er ein paar Schritte schräg voraustreten und zurückgebogen die Fingerspitzen der Dame zierlich mit den seinigen fassen.

In den Portechaisen und Staatswagen bauschte sich das Monstrum weit und übermüthig aus beiden Thüren hervor; wenn es aber einmal auf der Straße erschien, mußten alle Vorübergehenden seitwärts durch die Hausthüren flüchten, um nicht übersegelt zu werden, und Kinder, die man gerade unbewacht gelassen, wurden niedergerissen und verwundet. Ueberhaupt können wir mit Bestimmtheit annehmen, daß von den drei Reifröcken, welche die Weltgeschichte kennt, dieser zweite bei Weitem das meiste Unheil gestiftet und weit mehr zur Verdeckung von Laster und Verbrechen gedient hat, als der Vertugade und unsere verhältnißmäßig harmlose Crinoline.

Aus Frankreich drang der Panier natürlich auch nach Deutschland, aber man brachte ihn hier niemals zu der ungeheuerlichen Weite, wie der gute Ton am Pariser Hof ihn vorschrieb. Im galanten Sachsen freilich, wo die fürstliche Ausschweifung der Zeit sich zur höchsten Potenz steigerte, verstand man es unter August dem Starken und seinem allmächtigen Minister Brühl nur zu gut, Frank-

reich in allem glücklich nachzuahmen; das Lustschloß Pillnitz war die gelungenste Kopie von Versailles, und die weiblichen Schönheiten daselbst gaben der Umgebung einer Pompadour an verschwenderischer Kleiderfülle wenig nach. In Berlin dagegen blieb der Umfang des Reifrocks unter dem Niveau des Pariser Geschmacks; er beschränkte sich hier überhaupt größtentheils auf den Salon und wagte sich nur vereinzelt auf die Straße hinaus. Meist nur Adlige führten ihn, während er bei den Bürgerlichen verpönt war, und lockere Vögel, die man in solchen falschen Federn erkannte, wurden polizeilich vom sogenannten Bürgersteige entfernt. Anderswo wiederum drang der Reifrock durch alle Schichten der Gesellschaft, zur Handwerkersfrau in der Stadt ebenso gut, wie aufs Land zur Frau Pfarrerin nebst Töchtern, und selbst die Dienstmägde suchten zu ihren fischbeingesteiften Miedern im sonntäglichen Putz die Hüften zu erweitern. Im engen Gedränge, im Schauspiel und in der Kirche, wo die Sitze abgemessen waren, zeigte sich die Mode besonders lästig, und nicht vereinzelt mag die famose Geschichte des Städtchens Fürstenau dagestanden haben, wo die Frau Pastorin zwei Kirchensitze für ihre imponirende Persönlichkeit in Anspruch nahm, bis ihr das Recht dazu bestritten wurde und der darauf folgende sehr ernste Prozeß zu ihren Ungunsten entschied.

Die groteske Gestalt des Reifrocks im Hofleben verschwindet zwar erst mit der Revolution; allein einige Stöße und Angriffe hatte er schon vorher zu erdulden. Kaiser Joseph war der erste, der ihn vom Wiener Hofe ver-

bannte, wo ihm bis dahin 7 Ellen Weite reglementsmäßig vorgeschrieben waren. Die Toleranz des freisinnigen Monarchen erlaubte Jedermann nach Belieben in moderner Kleidung bei Hof zu erscheinen. Ums Jahr 1780 waren daher vereinzelte Gestalten sichtbar, denen der Rock flach und senkrecht von den Hüften herabfiel, ja schon zehn Jahre früher hatten die Damen stellenweise angefangen, ihren Umfang etwas zu vermindern und die damalige sogenannte Negligee-Tracht anzunehmen; für die Grande Parure freilich blieb der Reifrock immer eine unbedingte Nothwendigkeit. Aber auch da, wo man ihn ablegte, blieb man nichtsdestoweniger von seinem Geist und Einfluß wesentlich befangen, indem man als Ersatz die Bouffanten wieder aufbringen zu müssen glaubte, so daß die Gestalt en profil hinten wieder gewann, was sie en face verloren hatte. Auf all und jede künstliche Erweiterung der natürlichen Körperformen konnte und wollte man nicht sofort verzichten. Was wir also in der ersten Reifrockperiode beobachteten, daß man rings um die Taille geheime Wülste anlegte, und die Rückseite vorzugsweise aufpolsterte, dieselbe Mode kehrt auch beim zweiten Reifrock wieder; sie wurde in Dresden zu Ehren der Gemahlin Brühls, einer geborenen Kolowrat-Krakowski, à la Kolowrat genannt. Für die Sache selber fand sich natürlich, weil sie so häßlich war, ein schönes, einschmeichelndes, vertuschendes Wort, Tournure, welches, wie die schöne Leserin wohl wissen wird, sich bis auf unsere Zeit verpflanzt hat; und zwar ist uns nicht nur das Wort erhalten, sondern auch die Sache ist naturgemäß unter der Crinoline wieder aufge-

taucht; wir erinnern nur an jene Karikatur, die eine Dame darstellt, wie sie in ungeheurem Staate einherschreitet und ihren kleinen Jokey mit größtem Comfort „hinten drauf sitzen hat.“

Mit dem Fall des Reifrocks trat die Robe wieder in ihre alten Rechte zurück, jene schwere, prachtvolle, dickstoffige, lang nachschleppende Robe, die unter Ludwig XIV. ihre Blüthe gefeiert hatte, für die Rococozeit aber zu massig und unbequem war, und deßhalb ihrer leichten und luftigen Rivalin den Platz räumen mußte. Man ersetzte aber außerdem die Robe im vorigen Jahrhundert stellenweise durch einen leichten, faltigen Radmantel, die sogenannte Contouche, die uns im Frauenzimmerlexikon von 1715 folgendermaßen beschrieben wird: Contouche ist ein auf absonderliche Art aus allerhand seidenen, auch wollenen Zeugen verfertigter weiter Ueberzug und halbes Oberkleid, so fast einem weiten und langen Manteln mit Aermeln gleichet und dessen sich das Frauenzimmer sowohl in- als außerhalb des Hauses zu ihrer Commodité bedienet, und selbigen mit einem Bande oben über die Brust vornher zuzubinden pfleget; diejenigen, so man in dem Hause trägt, sind etwas kürzer als die andern, und werden, weil sie ganz klein und kurz seind, von etlichen auch Coffäcklein benennet.“

Die Contouche schloß also über den Schultern an, und erweiterte sich dann ohne alle Taille, so daß die Trägerin derselben so ziemlich einem Kegel glich, der im Verhältniß zur Höhe eine etwas breite Basis hatte. Abgesehen von Kopf und Armen, blieb keine Spur mehr von der mensch-

lichen Gestalt übrig. Im Uebrigen war aber gegen die Contouche nichts einzuwenden, da sie zu Hause bequem war, draußen nicht nur die Robe, sondern zugleich auch den Mantel ersetzte, und endlich den unter ihr befindlichen Putz schützte. Man kann auch nicht sagen, daß die Contouche gerade häßlich war; im Gegentheil gewann die weibliche Erscheinung durch sie etwas Ungezwungenes, Negligee-artiges, Kokettes; besonders verstanden die Königinnen der Bühne, die seit Adrienne Lecouvreur eine Rolle im Gesellschaftsleben zu spielen begannen, in der Contouche eine reizende Ungenirtheit zu zeigen. Von den männlichen Gegnern wurden gleichwohl auch gegen diese Kegeltracht die Pfeile des Spottes geschleudert, prallten aber machtlos ab; und die oben genannte weibliche Defension des Reifrocks vom Jahre 1714 nimmt sich gleichfalls schon der Contouche an, und schließt mit der Strophe, mit der auch wir dies Kapitel schließen:

Laßt Mopsum immer auf Contouche und Reifenröcke
Verleumdungspulver streun bei einer jeden Ecke;
Sucht ihm vielmehr zum Trotz darinnen stets zu gehn,
Weil sie commode sein, daneben artig stehn.

Sechstes Kapitel.

Revolution und Restauration.

Die vornehme Gesellschaft unter Ludwig XV. konnte unbedenklich das furchtbare Wort nachsprechen, das Dio Cassius dem Menschenverächter Tiberius in den Mund legt: „Bin ich erst todt, mag die Erde in Flammen aufgehen“, und Madame Pompadour hat in der That dieses furchtbare Wort lachend ins Französische übersetzt: „Après nous le déluge. — Uns selber hält das System wohl noch aus. Wir übersättigen uns fort und fort im Mark des Volks. Ohne Schaden lassen sich noch einstweilen Verbrechen und soziale Mißbräuche beschönigen.“ Nach diesem System macht die frivole Lüderlichkeit sich selbst ihre Metaphysik und sieht sich mit boshaftem Lächeln im Spiegel zu, wie sie genießt. Der Genuß ist durchaus nicht natürlich, sondern berechnet, reflektirt und spricht absichtlich jedem wohlbekannten Rechte Hohn. Wohin man blickt, nichts als Maitressenwirthschaft, Verführung, Hoffest auf Hoffest, Jagden, Feuerwerke bei rathlosen Finanzen, schamlose Ballete, Quicken von Kastraten, raffinirte

Wollust, Casanova. Solche Genußmittel haben alle einen spezifischen Haut goût, der noch heute vornehmen Liebhabern des Schönen sehr in die Nase sticht. Die Konsequenzen jener glänzenden Fäulniß aber, die von der Pompadour schon, wie ihre Worte beweisen, sehr wohl geahnt wurden, gehören auch in den Rahmen jenes Bildes; sonst hat man nur die eine Hälfte desselben, die andere ist die Sündfluth, auch Guillotine genannt.

In dem Boudoir jenes dämonischen Weibes wurden die Geschicke Frankreichs, ja der Welt entschieden. Sie sorgte dafür, daß ihre Puppe, Ludwig XV., sich um seinen Anzug und um Lappalien bekümmerte mit einer Wichtigkeit, die einer bessern Sache, nämlich der Staatsgeschäfte, würdig gewesen wäre. Einen Beweis davon giebt der Bescheid, den er einmal an seinen Marschall schrieb: „Sr. Majestät hat die Angelegenheit der Sonnenschirme entschieden und dahin bestimmt, daß die Damen und Herzoginnen dieselben bei der Prozession tragen können." Wenn der König eines großen Volkes, ein Herrscher von Gottes Gnaden mit solchem Ernst die Angelegenheit der Sonnenschirme bei einer Prozession behandelte, so war es diesem Volk schwerlich zu verargen, wenn es 1789 einmal nach einer Veränderung seines Ancien régime verlangte; wir dürfen uns aber auch nicht wundern, wenn eine Modistin, die von Marie Antoinette in Toilette-Angelegenheiten zu Rath gezogen wurde, nachher mit Selbstbewußtsein sagte, sie habe mit Ihrer Majestät zusammen gearbeitet.

Die Pompadour dekretirte, daß die Gesellschaft nur an

Tand und Flitter denke und alle Schellen der Narrheit bewege; selbst die Kunst wurde von ihr beherrscht, mußte also verfallen; es war die glanzlose Zeit der Vanloo, Cocypel, Nattier, Parrocel, Boucher und Watteau. Man braucht nur die Künste jener Zeit zu studiren, um beurtheilen zu können, von welcher Beschaffenheit die damalige Mode sein mußte. Sie säte förmlich Spitzen, Bänder und Flitter aus, verzerrte das Kostüm nach allen Richtungen und warf sich in die bizarrsten Erfindungen, die erst mit der Monarchie zusammen ihr Grab fanden. Die Revolution trug den Zopf so gut als Reifrock, Schnürbrust, Fontange und alle andern Denkzeichen der Perrückenzeit und des Rococo zu Grabe und bildete einen bedeutsamen Läuterungsprozeß für den verdorbenen Hofgeschmack. Sogar Schminke und Schönheitspfläſterchen fielen vom Antlitz. Mochte auch zur Zeit der Republik die vornehme Dame nicht immer dem Gelüste widerstehen, die fahl werdende Haut durch Roth aufzufrischen, so genirte sie sich doch weit mehr, als früher, und ließ es sich ungern merken, daß sie die Natur durch die Kunst zu ersetzen genöthigt sei. Dem Reifrock folgte endlich auf der Flucht auch dessen zierlicher Gefährte, der Fächer, und lebte bis in die vierziger Jahre in Gefangenschaft. Die Großmutter hielt ihn als Rarität und Curiosum im Schrank eingeschlossen. Als aber die Crinoline auftrat, wagte auch er sich wieder ans Tageslicht, und gelangte neben seiner Freundin abermals zu Ansehen.

Neben andern traurigen Verdiensten um Mit- und Nachwelt hat Marquise de Pompadour, vormals Madame

d'Etoiles genannt, auch dasjenige, den Reifrock zu jener schwindelnden Höhe oder vielmehr Breite gebracht zu haben, die uns noch heute mit starrem Entsetzen erfüllt. Wesentlich half dieses verhängnißvolle Kleidungsstück durch sein übermüthiges freches Gebahren sein Fünkchen zu dem Pulverfasse tragen, das ein halbes Jahrhundert später explodiren und eine der letzten Trägerinnen des Reifrocks, Madame la Vicomtesse de Dubarry, mit in die Luft sprengen sollte. Wir müssen hier einräumen, daß unter der Herrschaft der Marquise alles noch einen gewissen Anstrich von Großartigkeit hatte, indem sie ihren Einfluß wenigstens mit Würde, Takt und Umsicht benutzte; unter ihrer Nachfolgerin jedoch, der genannten Gräfin Dubarry, einer Frau aus der niedrigsten Volksklasse, verlor der Hof alle Achtung und die hohe Gesellschaft ging mit Riesenschritten ihrem Ruin entgegen. Sie selber überlebte Marie Antoinette fast noch um 2 Monate; erst am 9. December 1793 mußte sie das Schaffot besteigen, wegen ihrer Reichtümer und ihrer Verbindung mit den Brissotisten vom Revolutionstribunal als hinreichend verdächtig zum Tode verurtheilt. Als sie auf dem Karren zum Richtplatz gefahren wurde, hörte sie nicht auf zu weinen und um Gnade zu flehen; noch im Augenblick der Hinrichtung hörte man sie rufen: „Monsieur le bourreau, encore un moment." Von allen Frauen und Mädchen, welche die Schreckensherrschaft mordete, zeigte keine mehr unwürdige Schwäche und Todesfurcht als die Dubarry. Als der Streich gefallen war, hielt Samson ihr Haupt empor, seine Knechte aber rissen den Reifrock vom entseelten Kör-

per und schwenkten ihn umher unter dem Jubel des versammelten Volks.

Mit dieser Dame erlosch die zweite Reifrockperiode, der Panier endigte auf der Guillotine. Die Mode schlug gänzlich um. Wir lassen hier die Richtigkeit des Ausspruches dahingestellt: „Wenn die Röcke enger werden, werden die Damen wieder tugendhafter und bescheidener;" jedenfalls aber war die freie Bürgerin der Republik in ihrem engen Gewande sparsamer und einfacher. Man wollte gut machen, was die Vergangenheit verbrochen; die Sitte wurde, wenn auch nur für einige magere Jahre, anspruchsloser. Man griff zu den einfachen und kleidlichen Trachten des klassischen Altertums zurück; die griechische Tunika wurde für das schöne Geschlecht modern. Welch ein Kontrast! vordem hatte sich alles aufgebläht. Auf der Bühne waren selbst Hebräer, Griechen, Scythen und Römer im Reifrock erschienen. Peruanische Prinzessinnen trugen einen langen, goldgestickten Sammetmantel, Medea und Phädra waren nach der neusten Pariser Mode frisirt. Selbst Bäuerinnen steckten in Wallfischrippen und ein Held kam aus der Schlacht in einem Galarock, an dem kein Fältchen in Unordnung war. Hyppolit klagte im rosafarbenen Taffetleibrock mit runden Schößen seinen Liebesschmerz einer Aricia im Schleppkleide mit gepudertem Haar. Mithridates trug einen Dragonerhelm, Nero einen dreieckigen Hut mit Federn, und die römischen Soldaten marschirten mit steifen Stiefeln und noch steiferen Zöpfen auf. Einen sehr wohlthätigen Umschwung hierin rief zuerst im Berliner Nationaltheater die berühmte Hendel-Schütz

hervor, welche sich durch ein genaues Studium des Kostüms auszeichnete. Sie war es, welche, anfangs freilich mit zweifelhaftem Erfolg, dann aber unter allgemeinem Beifall es wagte, in Darstellung der Ariadne den französischen Flitterputz mit der antiken Bekleidung zu vertauschen, und somit das Signal zu einer durchgängig bessern Beobachtung des Kostüms zu geben. In Paris wagte es zuerst Mademoiselle Clairon, ohne Reifrock auf der Bühne zu erscheinen; sie wollte mit Monsieur Lekain eine Verbesserung der Theatertrachten versuchen, allein die Zeit dazu war damals noch nicht gekommen; die Umgestaltung war erst Talma, dem größten dramatischen Talent Frankreichs, vorbehalten. Dieser Schauspieler, der seine Rollen durch das Verständniß ihrer historischen Realität treu nach dem Leben wiederzugeben suchte, und sie zugleich in Sprache, Bewegung und Mimik zur Schönheit idealer Erscheinung erhob, mußte natürlich darauf kommen, die klassischen Rollen, die sich bis dahin in die Hoftracht des 17. Jahrhunderts gekleidet und die verletzendsten Anachronismen gezeigt hatten, im antiken Kostüm zu geben. Talma nahm mit der Bühne eine ähnliche Reform vor, wie mit der Kunst der ihm befreundete Maler David, der Großceremonienmeister Ihrer Majestät der souveränen Kanaille, wie Johannes Scherr in seiner eigentümlichen Ausdrucksweise ihn nennt. David war nämlich aus einem eifrigen Royalisten ein ebenso eifriger Jakobiner geworden, der ohne Scheu im Konvent für den Königsmord stimmte. Er kleidete zuerst die Chöre der Frauen und Jungfrauen zu den republikanischen Festen in das sogenannte Statuenkostüm.

Bald fand dasselbe allgemeine Nachahmung; die Schnürbrust sammt allen sonstigen falschen Gebilden und Ausbauschungen verschwand, und die Tunika, die um den Oberleib knapp angezogen, dicht unter dem Busen gegürtet ward und von der hohen Taille faltenreich herabfloß, wurde das Hauptstück der weiblichen Kleidung. Auch das Haar ordneten die Frauen nach griechischem Muster und wurden mithin von Kopf bis zu Fuß antikisirt. Ob aber das Kostüm à la Grecque zur höhern Sittlichkeit beitrug, bleibt sehr problematisch. Indem es die Körperformen mehr zeigte, als verhüllte, gab es der Halbwelt Gelegenheit, nachdem sie die falsche Scham der Reifröcke aufgegeben, sich mit offener Leichtfertigkeit zu brüsten.

Beim männlichen Geschlecht gelang die Einführung der antiken Tracht viel weniger, als beim weiblichen, oder vielmehr gar nicht. Wie schon im ersten Kapitel erörtert ist, hatten sich die Republikaner eine plumpe Tracht meist nach amerikanischem Zuschnitt geschaffen. Man fand aber dieselbe der neuen Staatsform wenig angemessen und wollte in allen Dingen einen republikanisch-antiken Geschmack einführen. David, in seinem Jakobinereifer wiederum voranschreitend, schlug der Männerwelt ebenfalls das römisch-griechische Kostüm vor. Die Angelegenheit ward zwar in den Klubs diskutirt, drang aber nicht allgemein durch; von allen antikisirenden Bestrebungen blieben beim männlichen Geschlecht nur die rothe phrygische Mütze und die Bezeichnung Sanskülottismus übrig, die daher entstand, daß die Reform mit der Abschaffung der Beinkleider, einer unglaublichen Extravaganz, beginnen wollte.

Nämlich die berüchtigten Bewohner der Faubourgs St. Antoine und St. Martin traten bei öffentlichen Feierlichkeiten und Tumulten als Hosenlose auf, und trugen dafür das Kleidungsstück auf Piken umher. Die aristokratische Partei nahm hiervon Gelegenheit, die ganze Volkspartei mit dem Spottnamen der Sansculottes zu beehren, den sich dann die Bürger der Nation selbst als Ehrennamen beilegten. Die Sache selbst konnte natürlich keinen Anklang finden. Deßhalb ist freilich nicht gesagt, daß die kurze Kniehose, die der Rococo=Geschmack verlangt hatte, am Leben blieb; auch ihr Stündlein schlug zuletzt, obwohl sie hartnäckiger als andre Begleiter des Zopfes die heftigsten Stürme der Revolution zu überdauern vermochte. Sogar noch Robespierre, der in seinem eigenen Anzug bekanntlich die steifsten Formen inne hielt, wurde mit Haarbeutel, Taubenflügelfrisur und galanten kurzen Beinkleidern gesehen, als er am 8. Juni 1794 den Vernunftkultus abschaffend, die Wiedereinsetzung des Etre suprême und die Unsterblichkeit der Seele proklamirte.

Die Kniehose verlängerte sich allmählig, senkte sich bis zu den Halbstiefeln herab, die man in der Revolutionszeit zu tragen anfing, und reichte sogar in dieselben hinein. So war sie denn bis in die Mitte zwischen Knie und Knöchel gelangt; nun noch ein tüchtiger Ruck, und sie stieß auf den Fuß. Und dieser Ruck wurde gemacht, im Jahr 1794 noch unter der Tyrannei der Blutmenschen — die modernen Pantalons waren geboren. Seltsam ist es, daß gerade diejenigen ihre Erzeuger sein mußten, die kurz zuvor behauptet hatten, man brauche garkeine Hosen, und die

daher noch lange Sansculottes gescholten wurden. In dem Kretschmar-Rohrbach'schen Prachtwerk über die Trachten der Völker ist, so viel uns bekannt, zuerst auf den wunderlichen Zufall aufmerksam gemacht, daß eben jene Schwärmer für nackte Beine die Erfinder der langen Hosen sein mußten, die in solcher Gestalt weder das Mittelalter, noch das Altertum besessen hat, wir müßten denn die Kleinasiaten und Scythen vielleicht ausnehmen. Anfänglich blieb die neue Mode nur ein Eigentum der „Incroyables", bis sie bald darauf auch in Deutschland Nachahmung fand. Die tollsten Tageshelden trugen ihr Beinkleid weit, die gemäßigteren eng. Der Stoff war gewöhnlich Nanking. Wir sehen also, daß alle unsre männlichen Kleidungsstücke, die heute Anspruch auf die größte Legitimität haben, und den Bettler und Bummler aufwärts bis zum Kaiser umhüllen, nämlich Frack, Pantalons, Cylinder, alles Kinder der blutrothen Revolution, des nacktbeinigsten Fanatismus sind.

Das lange Beinkleid empfahl sich seiner entschiedenen Bequemlichkeit wegen wahrscheinlich zuerst den republikanischen Heeren Frankreichs, weshalb ihm die deutsche Aristokratie und Philisterwelt lange aufs Heftigste opponirte. Der deutsche Michel in seiner großen Majorität entschloß sich schwer, die ihm lieb gewordenen Schuhe und Strümpfe und kurzen Beinkleider abzulegen; den dreieckigen Hut unter dem Arm, an der linken Seite den Degen, in der rechten Hand das spanische Rohr mit dem zierlichen Knopf, so schritt der Mann majestätisch mit langsam abgemessenem Schritte über die Straße, und machte lieber einen Umweg, als daß er die weißen oder à la Zebra gestreiften Strümpfe

der Gefahr beschmutzt zu werden aussetzte. Als 1797 das Unglaubliche geschah, daß König Friedrich Wilhelm III. im Bad Pyrmont eines Tags in Pantalons umherspazierte, da stand der noblen Welt zunächst das bischen Verstand still, das ihr damals noch übrig geblieben, dann aber setzte sie zum Theil ihre Beine ebenfalls lang behos't in Bewegung. Der Bann war gebrochen. Es begann nun der Kampf zwischen Pantalon und Stiefel, die beide den Unterschenkel für sich in Anspruch nahmen, bis es endlich jenem gelang, den Nebenbuhler gänzlich unter sich zu kriegen; so verschwand auch der Strumpf in Dunkelheit und ward nicht mehr gesehen.

Der Einfluß der französischen Revolution auf die Mode wird insgemein viel zu gering angeschlagen; man bedenke, daß die brutale Gleichmacherei der revolutionären Welt- und Völkerbeglücker sich auf alle Formen des sozialen Lebens erstreckte; allein die antike Einfachheit und republikanische Classicität wurde doch nur künstlich hergestellt, war etwas Erzwungenes und Unnatürliches, und ging oft ins Rohe und Gemeine über. Es mußte daher solche öde Ernüchterung vom alten Glanze, solcher schroffe Uebergang vom buntesten Rococo zu einer häßlichen, halbnackten Uniformität nothwendig wieder zu einer theilweisen Reaktion führen, die denn auch bald durch das Kaisertum hervorgerufen wurde.

Nach dem Sturz des Terrorismus versuchte man es noch einmal mit den antiken Gewändern. Das Direktorium dekretirte für die Vertreter des Volks eine Kleidung, die sich möglichst dem Schnitt der Alten nähern sollte, und

seine fünf Mitglieder erließen ihre Beschlüsse von curulischen Sitzen aus, würdevoll in Togen gehüllt. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist jedoch nur ein kurzer Schritt, und in diesem Falle streifte das Erhabene hart ans Komödiantenhafte. Es ist interessant zu sehen, wie hier Leben und Kunst in einander wirken, und in dieser Verschmelzung die angeborene Neigung des Franzosen zur Schauspielerei ihren Spuk treibt. Auf den Bällen der Direktoren erschienen die ersten und berühmtesten Damen, so zu sagen, die regierenden Frauen Frankreichs in der hemdartigen Tunika und dem mantelartigen Himation, mit Frisuren der römischen Kaiserzeit, mit Sandalen an den Füßen und mit Ringen an den Zehen und Fußknöcheln. Die schöne, in vollstem Ebenmaß gewachsene Fontenay-Cabarrus, die Gattin des furchtbaren Thermidorianers Tallien, der die Terroristen gestürzt hatte, suchte sich in der kühnsten Weise mit der Nudität einer Göttin zu gräcisiren; auf einem Ball in der großen Oper trug sie eine weißatlassene Tunika auf bloßem Leibe, die über beiden Schultern nur durch Agraffen festgehalten ward und über das linke Knie heraufgeschürzt war, daß fast das ganze Bein sich enthüllte; um die Hüfte fiel ein reich gestickter, blauatlassener Schurz.

Diese Ausgeburten einer wilden Zeit, als da sind die Nuditäten, die Sandalen an den nackten Füßen, die Ringe an den Zehen und Fußknöcheln wurden dann freilich bald wieder abgestreift. Waren es doch überhaupt nur, wie wir ausdrücklich bemerken müssen, die tonangebenden Pariserinnen während des Direktoriums gewesen, die ihren

Fuß in natürlichem Zustand zeigten; die Mehrzahl der Damen hatte sich niemals ganz von den Strümpfen getrennt, um sie mit Sandalen zu vertauschen. Es blieb fortan bei Schuhen und Strümpfen als dem durchaus Nothwendigen, und nur das Strumpfband beanspruchte noch ein Weilchen eine Ausschmückung durch Stickerei, blieb aber im Verborgenen, wie das bescheidene Veilchen; denn die Kleider wurden immer länger, und die Füße verschwanden immer mehr. Konnte man die untere Extremität nicht mehr schmücken, so holte man dies an der obern nach, welche von der Chemise grecque bis fast an die Schulter frei gelassen ward. Während jetzt die Mode den bloßen Arm nur der Jugend bei Bällen und Festen gestattet, und ihn für das gewöhnliche Leben in den Schutz der Aermel steckt, trugen etwa von 1800 bis 1820 die Frauen den Arm bei schönem Wetter und im Zimmer gern bloß; höchstens zogen sie zum Schutz gegen Kälte oder teintverderbende Sonnenstrahlen lange bis über den Ellbogen reichende Handschuhe von weichem Leder oder Seide an.

Das Kaiserreich brachte, im Allgemeinen betrachtet, absichtlich keinen rapiden Umschwung in den Geschmack der voraufgegangenen Zeit, wie es denn überhaupt, trotzdem daß es die monarchische Gewalt wiederhergestellt hatte, sich doch als den Schlußstein der Republik betrachtete, und nach Möglichkeit alle republikanischen Formen bestehen ließ. So folgte der Chemise grecque eine Robe, die ebenfalls den antiken Frauenkostümen nachgebildet war und den Gliederbau zur vollen Anschauung brachte. Hals, Nacken

und Arme blieben sichtbar, ein einfacher, meist bunter Gürtel umschloß unter dem Busen die Gestalt, und nach Art der griechischen Frauenmäntel wurde ein Shawl, meist roth oder blau, getragen. Eine Dame in weißer Robe, mit solchem antik drapirten Shawl, würdevoll einherschreitend, oder nachlässig in den Fauteuil hingegossen, gewährte in der That einen sehr schönen Anblick. Es war bei diesem Kostüm mehr eine plastische, als eine malerische Wirkung beabsichtigt; deshalb konnten buntgemusterte, geblümte Stoffe, wie sie beim Reifrock paßten, hier keine Anwendung finden. Weiß war die Lieblingsfarbe, und die Stoffe mußten weich sein, damit sie sich zu schönem Faltenwurf eigneten. Unter dem großen Napoleon erschienen die eleganten Damen nicht nur auf dem Ball und der Promenade, sondern auch zu Hause niemals anders, als in Weiß; trug doch Madame Récamier, wie uns überliefert ist, noch mit 65 Jahren stets weiße Mousselinkleider. Für dieses Kostüm waren aber wohlgebildete, ebenmäßige Gestalten erforderlich, denn übergroße Fülle sowohl wie das Gegentheil davon wurden beide in gleicher Unschönheit sofort dem Auge sichtbar. Da entwickelte sich denn jene Plastik, die schon dem klassischen Altertum nicht fremd war; die Modistinnen nämlich machten den formenarmen Damen mit Geschicklichkeit alle möglichen Protuberances und Padds, und schon unter dem Kaiserreich kam auch die Schnürbrust wieder auf, hinsichtlich deren Aerzte wie Geistlichkeit die eitle Hoffnung gehabt hatten, sie wäre auf ewige Zeiten verschwunden. Die wiedergeborene Schnürbrust machte rasche Fortschritte,

zumal als 1813 die russischen Offiziere in derselben auf dem Kriegsschauplatz erschienen. Während die französischen Soldaten leicht und praktisch gekleidet gingen, war bei den russischen Garderegimentern jeder Theil der Kleidung vom Kopf bis zum Fuß straff angespannt und die Brust hoch wattirt. Als die Alliirten in Paris einzogen, bemächtigten sich die Franzosen mit Glück jenes willkommenen Stoffes und lieferten von ihren geschniegelten Siegern manche gelungene Karikaturen.

In den ernsten Jahren 1813 und 1814 erschienen die deutschen Damen ganz schwarz im Kostüm der Maria Stuart; die mannigfache Trauer um die auf dem Felde der Ehre Gefallenen mag zur Verbreitung der Mode beigetragen haben; und ein eiserner Schmuck, vielleicht das Louisenkreuz, zierte damals die Jungfrau an Stelle des Goldes, das sie hochherzig auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt hatte. Diese spartanische Einfachheit des Kostüms dauerte jedoch nicht lange. Als der Friede hergestellt war, und Verkehr und Wohlstand wieder größern Aufschwung nahmen, mehrte sich auch der Luxus der Kleidung, und minderte sich in gleichem Verhältniß deren geschmackvolle Einfachheit. Zur Zeit des Wiener Kongresses hatte die kleidsame, der Tunika nachgebildete Robe bereits dasjenige verloren, was gerade ihre Schönheit ausmachte, nämlich den freien Fluß und den Faltenwurf. Sie war wieder ein Kleid geworden, welches den ganzen Körper faltenlos und so eng umgab, daß die Füße nur kurze Schritte machen konnten. Einer Dame war es unmöglich, einen etwas breiten Rinnstein zu überschreiten. Dazu kam

noch, daß diese engen Kleider kurz getragen wurden und die Füße frei ließen, wider alle frühern Begriffe des vornehmen Anstandes. Gegen solche häßliche und unbequeme Mode mußte naturgemäß bald eine Reaktion eintreten. Wir sehen daher, daß zur Zeit der Restauration das Kleid sich langsam wieder aufbläht, Falten gewinnt, über die Füße herabwächst und eine Schleppe sich anlegt. Wer die Modenjournale jener Zeit von einem Jahr zum andern verfolgt, vermag genau und bestimmt diesen Entwickelungsgang zu beobachten. Im Jahre 1824 reichten noch 8 bis 10 Ellen zur Anfertigung eines Kleides aus, dann aber gewann dasselbe mehr und mehr an Umfang. In den vierziger Jahren hätte man endlich dieser Entwickelung des Kleiderstoffs Stillstand gebieten mögen; sie hatte ihr Maß erreicht; allein die modeführende Gesellschaft konnte wie der Goethesche Zauberlehrling den einmal citirten Geist nicht mehr bannen. Die Anschwellung stieg so ins Uebermaß, daß nun ein stählernes oder fischbeinernes Geschöpf, die Crinoline, eine interessante Ausgeburt der Mode, das Licht der Welt erblicken mußte, um den Körper vor der Last der Kleider zu bewahren, diese mit tragen zu helfen. So feierte der Reifrock abermals seine Auferstehung und begann seinen dritten Lebensgang in der Weltgeschichte.

Siebentes Kapitel.

Die Crinoline oder die dritte Reifrockperiode.

Wenn die hochweise und erleuchtete Geistlichkeit vor 4 Jahrhunderten den leibhaftigen Satanas für den Erfinder des Schießpulvers und der Buchdruckerei hielt, wem würde sie wohl die Erfindung der Crinoline zugeschrieben haben? Gewiß auch keinem Engel. Und doch gebührt die Ehre dieser teuflischen Erfindung dem aufgeklärtesten Jahrhundert, einer civilisirten Nation und der höchsten Klasse der Gesellschaft. Sollen wir aber eine bestimmte Dame als Mutter der Crinoline bezeichnen, so ist es Madame Eugenia Montijo de Guzmann, die vor 12 Jahren auf einem Tuillerienball in Paris zum ersten Mal jenes Garderobenstück trug, und von der man sich damals mit geheimnißreicher Miene flüsternd erzählte, sie habe deshalb die Erfindung gemacht, weil dieselbe eine temporäre Difformität des weiblichen Geschlechts geschickt verdecke. Mag nun immerhin eine darauf zielende Absicht im Spiel gewesen sein, mag die schöne und kluge Kaiserin selbst dergleichen damals nöthig

gehabt haben, so sind doch andre tiefer liegende Agentien, die weiter keinen persönlichen Ursprung haben, zur Entstehung jener Mode bedingend gewesen. Wir haben gesehen, wie schon in den vierziger Jahren die Anschwellung der Kleider mehr und mehr zunahm, daß die Einführung der Crinoline durch den Gang der Mode lange vorbereitet war und endlich mit Nothwendigkeit erfolgen mußte. Man bedenke ferner, daß die Crinoline keine neue Erfindung, sondern im Grunde nur eine alte Scharteke ist, die man aus der Rumpelkammer wieder hervorsuchte, oder daß sie, um uns galanter auszudrücken, kein Parvenü, sondern der junge Sproß einer altadligen Familie ist, die schon in mehreren Generationen blühte. Wir haben bereits zwei Ahnen, auf die sie stolz sein kann, kennen gelernt: den spanischen Reifrock des 17. und den französischen des 18. Jahrhunderts. An beide knüpfen sich interessante geschichtliche Data; aber der Reifrock des 19. Jahrhunderts scheint auch an historischer Bedeutung seinen Ahnen nichts nachzugeben. Wir beobachten nämlich, daß jedesmal, wenn dieses seltsame Trachtenstück auftritt und anfängt sich aufzublähen, ebenso wenn, was meist gleichzeitig eintritt, die Frisur der Weiberköpfe sich zu erhöhen beginnt, mit Sicherheit auf bedeutende Katastrophen in der Geschichte gerechnet werden kann. Nach dem spanischen Reifrock kam der 30jährige Krieg, nach dem französischen die Revolution. So ist auch unsre moderne Crinoline schon eine Clairvoyante, eine Prophetin der Zukunft gewesen, als sie entstand. Was hat sie uns nicht alles gebracht? den Krimmkrieg, die Befreiung Italiens, den immensen amerikanischen

Unionskrieg, den kurzen, aber epochemachenden deutschen Krieg, polnische, griechische, rumänische, spanische, mexikanische Revolutionen, den Sturz verschiedener Throne 2c. Und was wird sie uns noch bringen? welche Geschicke mag die nächste Zukunft noch für uns in ihrem Schoße bergen? Europa ist noch lange nicht an allen Enden und Ecken zur Ruhe, nicht einmal zu einem Frieden gebracht, der die geringste Dauer verspräche. Allenthalben siedet und gährt es unter den Völkern; allenthalben Streit und Feindschaft zwischen zwei Nationalitäten, zwischen zwei Kabineten, zwischen Herrscher und Beherrschten. Allenthalben glimmen Funken unter der Asche, die einen verheerenden Brand erzeugen können, und bei dem unbedeutendsten Feuerschein stößt sofort die gesammte Presse Europas ins Allarmhorn. Wer sich noch weiter in solche Reflektionen vertieft, darf auch darin, daß gerade die Gattin des Mannes, der an der Gestaltung der heutigen Geschichte einen sehr bedeutenden, vielleicht den allerbedeutendsten Antheil hat, jener Mode wieder zum Aufschwung verhalf, ebenfalls eine nicht unbedachte, vielleicht halbwegs scherzende Fügung des allwaltenden Geistes im Völkerleben erblicken.

Die Crinoline ist abzuleiten vom lateinischen crinis wegen der Roßhaare, woraus der geschickte Schneider Frick zu Paris zuerst dies Möbel wieder kunstvoll herstellte. Bald aber griff man statt der Haarreifen zu Eisen und Fischbein, wie in vergangenen Zeiten. Die Damen haben in den Jahren 1854 bis 1866 nach approximativer Schätzung zusammen über 900,000 Centner Stahl getragen und einen Draht verbraucht, womit unser Erdball

56,000 mal hätte umwickelt werden können. Um sich noch einen genauern Begriff zu machen, in welcher Ausdehnung die Crinoline bis 1866 zu einer weltbeherrschenden Mode geworden war, erwähnen wir hier nur, daß eine einzige sächsische Crinolinenfabrik innerhalb der genannten 12 Jahre 9,597,600 Stück Crinolinen fabrizirt und in den Handel gebracht hat. Da zu einem Exemplar durchschnittlich 90 Ellen Reifen erforderlich waren, so sind zur Fabrikation der namhaft gemachten Anzahl 863,784,000 Ellen Reifen verbraucht, ein Quantum, mit dem die Erde, deren Umfang bekanntlich 71,982 geographische Meilen beträgt, 13½ mal umspannt werden kann. Rechnen wir den Reingewinn an einer Crinoline nur zu 2½ Silbergroschen, so hat der Fabrikant während 12 jähriger Thätigkeit das anständige Vermögen von 779,800 Thalern erworben. Zu einem solchen Industriezweig war der Reifrock unserer Urgroßmütter kaum geworden.

Die Crinoline überfiel das schöne Geschlecht ohne Ansehen der Person; von der Fürstin abwärts bis zur Dienstmagd wagte sich ihr kein weibliches Wesen zu entziehen; sogar die ehrwürdige Bürgersfrau der kleinen Stadt mußte sich dem Neuling anbequemen. Die Bühne und der erste Rang wurden so gut, wie die Gallerie von der Crinoline eingenommen. Die Köchin prangte am Feuerheerd wie am Wasserzuber in ihrem Ballon, und unter dem Kleiderumfang des Kindermädchens wurden die auf der Erde spielenden Kleinen gänzlich begraben. Sogar unter das biedre Landvolk wagte sich die Crinoline; die Bauerdirne besucht ihre Schwester in der Stadt, wo diese bei vornehmen

Leuten dient und sich längst aus bescheidener dünner Raupengestalt zu einem sich blähenden Schmetterlinge entpuppt hat. Die Einfalt vom Lande darf natürlich hinter ihrer fortgeschrittenen Schwester nicht zurückbleiben, sondern muß ebenfalls die Mode mitmachen; sie bildet sich ein durch dieselbe gewonnen zu haben, und hat doch in facto viel verloren. Vor der verhängnißvollen Metamorphose konnte sie frei und munter umherlaufen und springen, nach derselben steckt sie wie in einem Fasse und schwankt einher, wie ein Kind, das erst gehen lernt, ängstlich um sich schauend, daß sie nirgends in der engen Dorfgasse anstoße, was ein wahres Kunststück ist. Wenn es früher zum Tanzboden ging und der Walzer aufgespielt ward, schlug der Wollrock den Takt dazu und alles blieb in Ordnung; jetzt bricht die Dirne bei einem kühnen Sprunge irgend etwas an ihrem „Kickelkorb", der Tanz muß unterbrochen werden, der Scherz hört auf und für den Spott sorgen Andere hinreichend.

Paradirte die Crinoline in enger, schmutziger Dorfgasse, so ließ sie sich selbst auch auf steilen Gebirgspfaden blicken. Man hätte erwarten können, daß die kühne Alpentouristin ihre Crinoline als gar zu unzweckmäßiges Reisekostüm zu Hause ließ; im Salon und auf der ebenen Promenade konnte man allenfalls die Crinoline noch gelten lassen, aber auf steilen, unwegsamen Felspartien, wo Gemsen umherkletterten, schien sie doch ganz unmöglich zu sein. Doch was ist dem schönen Geschlecht unmöglich? Irgend ein genialer Kopf verkürzte die Crinoline um einige Reifen, schürzte das Röckchen mittelst geheimer Schnüre,

Züge oder Bandschleifen auf, und legte dafür, um den Anstand zu wahren, Stiefel mit langen Schäften an. In dieser Façon war die Crinoline schon etwas praktischer; ein Herrenpaletot mit Stehkragen, Stulphandschuhe, Schottenmütze, Alpenstock, schwarzlackirtes Tornisterchen, Cigarre und Augenglas vollenden dann das Bild einer fußreisenden Dame des 19. Jahrhunderts. Doch bleiben wir auf dem Flachland und betrachten z. B. eine Berliner Modedame, wie sie ihre kolossale crinolinenbauschige Kleiderpracht unter den Linden spazieren führt. Nicht genug, daß auf dem frei und hochnäsig getragenen Kopf irgend eine moderne Mißgeburt von Hut oder Baret mit frech aufstehender Feder kokettirt, oder daß sich darunter nach hinten ein Sack voll unechter Haare hervorbauscht; nein das massenhafte Oberkleid muß auch noch durch blumigen, großspurigen und sonst geschmacklosen, aber sehr kostbaren Besatz imponiren. Die Robe ist unten ringsum mehrfach aufgehißt, um erst den gestickten weißen, dann den bunt geränderten rothen Unterrock und die rothen Strümpfe vor der Welt gehörig leuchten zu lassen. Die Crinoline nämlich kam nicht allein über die Menschheit, sondern zog aus natürlichen Gründen mehrere andre Moden nach sich, z. B. die der bunten, luxuriösen, vielfach garnirten Cotillons, die nachgerade bereits Aussehen und Werth eines zweiten Oberkleides gewonnen haben. Vor der Herrschaft der Crinoline hatte man Sommer wie Winter weiße Unterkleider getragen, und diese in Staub und Regen sämmtlich aufgeschürzt gehalten. Es würde nun aber die Crinoline, auf diese Weise in die Höhe gehoben, eine höchst unförm-

liche Gestalt geben; man läßt sie daher hängen, wie sie ist, und trägt statt der weißen Cotillons, zunächst zwar aus Gründen der Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit, dann aber auch aus Decenz, die sogenannten Victoriaröcke, und nimmt auf schmutzigen Wegen nur das Oberkleid auf.

Da wir einmal so weit in die Geheimnisse der weiblichen Garderobe gedrungen sind, so sei uns noch ein flüchtiger, natürlich ganz diskreter Blick dahin gestattet. Die Crinoline hat nämlich auch die Mode der Pantalons beim weiblichen erwachsenen Geschlecht zur Folge gehabt. In vielen Theilen des Orients ist diese Mode bekanntlich uralt, im Occident aber ist sie unsres Wissens, abgesehen vom kindlichen Alter, eine völlig neue, bis dahin nie gesehene. Auch in den früheren Zeitepochen des Reifrocks hat das weibliche Geschlecht sich niemals zu Pantalons bequemt. Während es ehedem als fast unerläßliche äußere Bezeichnung des Eintritts in die Jungfräulichkeit galt, daß das der Schule entwachsene Mädchen von da an lange Kleider trug und gleichzeitig die Pantalons ablegte, so werden dieselben dagegen seit der Herrschaft der Crinoline in gleicher Weise von Jung und Alt aus Rücksichten der Gesundheit sowohl als auch der Anständigkeit getragen, und ein volkstümlicher, aber gut deutscher Ausdruck, gebraucht von einer Frau, die ihren Mann beherrscht und im Hause regiert, hat damit seinen figürlichen Sinn verloren. Früher war die Hose ein ausschließliches Privileg der Männerwelt, und ward nur sprichwörtlich von gewissen Ehefrauen angezogen.

So ist die Crinoline auf mancherlei Verhältnisse und

Gebräuche von weitreichendem Einfluß gewesen; wollten wir hier ihren Nutzen beschreiben, so könnten wir dies freilich rasch abmachen; dagegen ließe sich ein langes Kapitel schreiben über all das Aergerniß, das sie der Menschheit gegeben. Vor wenigen Dezennien, als 8 Ellen zum Kleide genügten, war das Heirathen eine Kleinigkeit für den Mann; in den letzten 12 Jahren, wo die Kleider sich auf 15 Ellen Weite ausdehnten, konnten Junggesellen, die nicht besonders irdisch begütert waren, sich den Luxus einer Heirath nicht gestatten, Verlobungen gingen wegen dieser kostspieligen Mode zurück, und Ehemänner rauften sich die Haare aus, wenn sie deren noch hatten, oder sprangen ins Wasser aus reiner Verzweiflung über ihre andre Hälfte. Männlichen Individuen konnte bei der unsinnigen Stoffverschwendung der Verstand stillstehen; ist es doch nach Zeitungsberichten irgendwo vorgekommen, daß ein Zollwärter wegen einer Crinoline in Verlegenheit kam, die nach seiner Meinung nicht zollfrei passiren dürfe; da er aber das Monstrum in seinem Tarif nicht angegeben fand, so rubrizirte er es ohne Bedenken unter die Klasse der Kinderwagen.

Auch zu Zoll-Defraudationen gab die Crinoline reichliche Gelegenheit; unter ihr hat man manches Pfund Tabak, manche Elle kostbarer Spitzen und andre werthvolle Gegenstände über verbotene Grenzen geschmuggelt. Ein mir bekannter leidenschaftlicher Raucher vermochte auf der Insel Madeira, wo früher der Tabak sehr hoch versteuert werden mußte, von Zeit zu Zeit nur dadurch zu einem Quantum guter Cigarren zu gelangen, daß mehrere portu-

giesische Damen die Freundlichkeit hatten, mit ihm an Bord eines fremden im Hafen liegenden Schiffes zu gehen und von hier aus seine angekauften Cigarren unter ihrer Crinoline ans Land zu bringen; der pflichttreue Douanier suchte wohl in meines Freundes leeren Taschen nach Contrebande, besaß aber so viel Takt, die schwerbepackten Damen niemals zu belästigen.

Wenn weise Regierungen Gesetze gegen die Strohdächer gegeben haben, warum gaben sie keine gegen den Brennstoff, womit sich unsre Damen umhüllten, so daß sie alljährlich zu Hunderten bei lebendigem Leibe verbrannten? Noch in jüngster Zeit folgten laut Zeitungsnachrichten allein in Oestreich auf den traurigen Tod der jungen Erzherzogin Mathilde drei andre Verbrennungsfälle, welche ohne den überflüssigen Kleiderstaat der unglücklichen Opfer vielleicht gar nicht vorgekommen oder sicherlich doch nicht so schlimm verlaufen wären.

Wenn die Droschkenthüren, Sperrsitze und Kirchenstühle reden könnten, sie würden uns eine wahre Leidensgeschichte zu erzählen haben. Die Crinoline brauchte, um bequem Platz zu nehmen, nicht selten drei Plätze, und auf dem vierten neben ihr mußte man mit aller Anstrengung den männlichen Begleiter suchen, der aus ihren Falten hervorguckte etwa wie der Wimpelknopf eines untergehenden Schiffes aus den Meereswogen. Ein Sopha reichte kaum für eine einzige Dame aus, und die weiten Säle des Berliner Schlosses faßten bei feierlichen Gelegenheiten seit der Existenz der Crinoline lange kein so großes Publikum wie vordem, worüber König Friedrich Wilhelm IV. seine Witze und Bonmots machte. Jeder mäßig besuchte Ball

erschien überfüllt, weil jede Dame, wenn sie sich am Arm ihres Tänzers drehte, einen Kreis von mindestens zwei Klaftern im Durchmesser beschrieb. Die Trottoirs und Promenaden wurden durch die Kolosse gänzlich gesperrt, und die Hunde verschwanden unter ihnen ebenso wie die Kinder, daß sie stundenlang unsichtbar blieben. Den Straßenfegern machte die Crinoline eine unbarmherzige Konkurrenz, und ein verletzender Hohn war sie endlich für die Armuth im fadenscheinigen Kleide, deren Blöße sie mit dem Achtel ihres Ueberflusses hätte bedecken können.

Das ganze Altertum hatte zu viel Schönheitssinn, um überhaupt auf die Erfindung eines Reifrocks zu verfallen. Wollte der Bildhauer irgend eine weibliche Schönheit in diesem unnatürlichen Futteral darstellen, so würde alle Kunst aufhören, weil nur das Wahre schön ist. Eine Marmorstatue, selbst von einem Phidias gemeißelt, wäre in der Crinoline geradezu unmöglich; schaudern würden bei diesem Anblick die Genien. Auf der Bühne hätte es niemals eine Rachel gegeben, wenn sie als Phädra oder Hermione gleich ihren unbedeutenden Vorgängerinnen im Reifrock erschienen wäre und nicht in jenen klassischen Gewandungen, die ihr schon, noch ehe sie ein Wort gesprochen, das Wesen reinster Hoheit und ewiger Weiblichkeit verliehen. Herbert König (siehe Illustrirte Zeitung No. 1228—No. 1239) warnt daher aus guten Gründen die Damen vor dem Besuche eines Antikenkabinets; eine christliche Crinoline, die sich neben die Statue einer heidnischen Göttin stelle, müsse unfehlbar für diesen Leichtsinn büßen, der grelle Gegensatz falle zu sehr zu ihrem Nach-

theil aus. Ich möchte hinzufügen, daß mir solche Confrontation namentlich in Berlin, wo der Witz zu Hause ist, gefährlich erscheint; denn mit großer Wahrscheinlichkeit steht hier irgend ein Spaßvogel in der Nähe, der zu laut denkt und sich unaufgefordert zu einer Bemerkung veranlaßt sieht.

Jetzt werden die Damen wieder schlank wie die Palmen Arabiens und lernen einsehen, daß man auch ohne Stahl und Reifen eine vollkommene Schönheit sein kann. Es passen wohl nicht ganz mehr die letzten Verse des vom Familien-Journal (Jahrgang 1867. No. 15) aufgegebenen Räthsels:

Ich stieg herab von Frankreichs Throne
Und zog erobernd durch das Feld,
Bezwang die kühnste Amazone,
Verleibte ein die halbe Welt.
Von allem Schönen dieser Erde
Hab ich das Schönste annektirt,
Wie ich auch sonst beurtheilt werde,
Ich hab doch niedlich arrondirt.
Den möcht ich sehn, der mich vertriebe
Und stürzte meine Dynastie!
Denn ich gewann der Schönen Liebe,
Und die verläßt mich, denk ich, nie.

Die Crinoline stirbt im Jahre des Heils 1867 nach kaum 14jährigem Erdenwallen an allgemeiner Entkräftung. Wenn sie auch in Provinzstädten und bei Kaffekränzchen noch auftaucht, so sind es doch im Allgemeinen nur Nachzüglerinnen, die sie aus Sparsamkeitsrücksichten noch nicht fahren

lassen, oder die noch kein Verständniß für ihre Nachfolgerin, die sogenannte Keilrobe, welche jetzt in Mode kommt, gewonnen haben. Salonfähig ist die Crinoline von dem laufenden Jahre an nicht mehr, die Gesellschaft hat die theure Freundin erbarmungslos ausgestoßen. Wir bedauern nur jetzt die jüngere Generation des weiblichen Geschlechts, die, so zu sagen, mit der Crinoline geboren und aufgewachsen ist. Für sie, die noch keine andere Tracht gekannt hat, muß es allerdings eine höchst seltsame Empfindung sein, so ganz plötzlich um mehr als zwei Drittel des eigenen Volumens reduzirt zu werden. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit für ein ehrgeiziges Gemüth, gutwillig die halbe Existenz zu opfern und ohne Weiteres wie ein Häufchen Schnee oder ein Stückchen Butter an der Sonne zu zerschmelzen. Was würde der Pfau sagen, von dem wir sonst natürlich ganz sans comparaison reden, wenn man ihm plötzlich seinen stolzen Schweif abschnitte?

Achtes Kapitel.

Die heutige Modenwelt.

Das gewisse mystische Etwas der Mode ist flüchtig wie der Morgennebel, unstät wie der Wind. Sie wechselt, wie uns unsre Modenjournale beweisen, von Jahr zu Jahr, von einem Frühling zum andern, von einem Sommer zum andern, ja von Monat zu Monat, man möchte sagen, von Tag zu Tag. Wie der Mensch im Leben alles, besonders das Gute, leicht satt bekommt, so ist es das Finale einer jeden Mode, selbst der schönsten und bequemsten, daß das Publikum ihrer bald überdrüssig wird. Kaum ist der Kleinstädter so weit gekommen, sich eine neue Mode vom Großstädter zuzulegen, so beginnt dieser oft schon dieselbe wieder abzulegen, und bald verlacht er den Kleinstädter als altfränkisch wegen eines Kleidungsstücks, welches er selbst vor garnicht langer Zeit erst ausgezogen. Immer muß etwas Neues aufgebracht werden und Abwechslung herrschen, wenn auch das Neue keineswegs neu, sondern nur wieder erneuert ist. Was manchem originell erscheint, ist uralt und erblickt zum

hundertsten Mal das Licht der Welt. Darum sagt schon der alte Lauremberg vor 200 Jahren ganz recht in seinem dritten Scherzgedicht V. 9—37:

Nicht grote wisheit is bi dem, kan ik erachten,
De sik ergert an den velen nien drachten,
Und segt, dat van kledern altid was nies kümpt,
Und alle jahr man eine andre mode vernimpt.
De mening is nicht goet; mi dünkt, de sülkes reden,
Den is verstand und sin ganz ut dem koppe gleden;
Den alles, wat men nu vör nie mode holt,
Dat is gewesen al vör velen jaren olt.
Wil gi wat nip ansehn der olden Greken bilder,
De noch gemolet heft Zeusis, de beste schilder,
So werd gi lichtlik sehn, dat de verwesde dracht
Vam dode is upgestahn und to dem levend bracht.
Als men in bökern find't Glycerium gemalet,
Als Pamphilus mit sinen widen ermeln pralet,
Als utstaferet weren Alguils und Ungande:
Ein sülke art habit gebrukt men nu im lande.
Van kledern de fazon, dar Actäon in gink,
Do he Diana sach — — — — — — — —,
Desülve klederart is wedder niegebaren,
Ahn dat de hörner sind darvan vam kop verlaren.
De börgers to Wartow, de olde antiquiteten,
Erinnern sik gar oft und könen noch wol weten,
Dat, do se weren junk van jaren und noch kleen,
Desülve klederdracht se hebden do gesehn.
It is glik as de sünn', de geit des avends nedder,
Des andern dages fro so kümpt se balde wedder.

(Glycerium und Pamphilus sind zwei bekannte Personen aus der Adria des Terenz. Wer sich für Alguil und

Ungande interessirt, die eigentlich Alquif und Urgande heißen und aus dem Amadis als Zaubrer und Zauberin bekannt sind, siehe Acerra philolog. n. 362).

Für keine Erscheinung gilt des greisen Ben Akiba großes Wort: „Alles schon einmal dagewesen“ besser als für die Modenwelt. Fast jede Novität stellt sich bei Lichte betrachtet nur als die Wiederherstellung und Auffrischung einer alten Mode heraus, die man längst und für immer abgethan glaubte. Die Griechinnen trugen, um sich den Wuchs der Here zu geben, Pantoffeln mit den dicksten Sohlen von Korkholz, also sind die vier auf einander geleimten Sohlen und hohen Absätze von heute nichts Neues unter der Sonne. Noch älter unter der Sonne sind die Sonnenschirme, welche die vornehmen Chinesinnen sich schon vor Jahrtausenden vortragen ließen; haben doch von dem Sonnenschirm, als Auszeichnung gebraucht, die Thronhimmel, jene Ehrendächer über den Häuptern geistlicher und weltlicher Fürsten, ihren Ursprung hergenommen, und heute noch zeigen in den malayischen Ländern die Sonnenschirme den Rang des Besitzers an, wie in Europa etwa die Epauletten den Rang der Offiziere. In Java werden sogar 27 verschiedene Rangstufen durch die Schirme bezeichnet, deren Farben vom Generalgouverneur genau festgestellt sind, und in Siam ist ein Schirm mit mehreren Stockwerken über einander ein Attribut des Königs und figurirt auf dem großen Staatssiegel zu beiden Seiten der pyramidalen Krone.

Unsre künstlichen Locken und Chignons sind keine Errungenschaften der Neuzeit. Wir wissen mit Bestimmtheit

von den alten Schriftstellern, daß schon die Griechinnen sich falscher Haare, so wie auch falscher Zähne und sogar falscher Augenbrauen bedienten. Denn das bekannte Vorurtheil, ohne pechschwarze Augenbrauen nicht schön sein zu können, ist auch keineswegs von gestern, sondern uralt. Das Haar der Römerinnen trug alle möglichen Farben; wem die Natur ein schönes Tiefschwarz verliehen, der zog lieber Hochblond, Aschgrau, Blau vor, oder Goldgelb, welche Farbe später bei den italienischen Malern, besonders bei Titian so sehr beliebt war und jetzt wieder mehr als je in Gunst steht. Die Anwendung der Schminke wie des Puders war den Alten wohlbekannt, und schon Ovid empfiehlt vor allen wegen seines Glanzes den Goldpuder, der heute wieder auf den Pariser Bällen das größte Furore macht und eine magische Wirkung hervorruft. So hieß es wenigstens vor einiger Zeit in einem französischen Journal, das einen Ball bei der Fürstin Metternich beschrieb: die Erscheinungen der gold- und silbergepuderten Damen wären „d'un effet magique“ gewesen. Der Laden des Parfümeurs Seguy ist, wie es anderswo heißt, „un vrai laboratoire de la beauté.“ Wer den kühnen Muth hat, einen Blick hineinzuwerfen in dies Schönheitslaboratorium, wo sich die Toilettengeheimnisse von Paris Grauen erregend enthüllen, der wird unter andern auch die Lösung des Räthsels, warum die vornehmen Damen immer so glänzend weiße Schultern und Arme haben, in der „blanc Nymphéa en liqueur“ finden. Was in den höchsten Regionen diese berühmte Essenz ist, zu drei Thalern das Flacon, das ist in den

mittleren „poudre de riz“ das Packet zu fünf Silbergroschen, und in den untersten Klassen wird es einfaches Weizenmehl, welches die Köchin garnichts kostet. Freilich würde diese auch dann der Mode huldigen, wenn sie dieselbe nicht umsonst hätte.

Die Friseure sind wieder, wie im vorigen Jahrhundert, im grand siècle, Hauptpersonen, und wenn es Zeiten gegeben hat, in denen sie sich zu akademischen Künstlern emporschwangen und wo die Damenfrisur ein architektonisches Kunstwerk war, so steht nichts der Annahme entgegen, daß auch diese Zeiten einmal wiederkehren. Ist doch die Geschichte von dem berühmten Eugène, dem Könige der Friseure unter Karl X., bereits wieder Wahrheit geworden, welcher für einen Ball bei der Herzogin von Berry viele Damen zwei und drei Tage vorher frisirte. Auf den Pariser Hofbällen werden in den letzten Jahren wieder die kunstvollsten Frisuren gesehen, die gewiß über 24 Stunden alt sind, und deren Trägerinnen die vorhergehende Nacht steif in einem Lehnstuhl gesessen haben, um nichts an ihrer Erscheinung in Unordnung zu bringen. Allein „il faut savoir souffrir pour être beau“ sagt ein französisches Sprichwort, und was thut nicht in der That eine elegante Marquise, um in den Tuillerien Aufsehn und Bewunderung zu erregen und einen Platz in der nächsten Ball-Chronik des Théophile Gautier zu erlangen?

Es wäre aber Irrtum zu glauben, daß eine moderne Pariserin koketter wäre als eine antike Athenerin, oder daß die alten Römerinnen weniger Fehler gehabt hätten, als unsre Damen von heute. Dies auszusprechen ist nur

eine Gerechtigkeit, die auch der strengste Sittenrichter seinen Zeitgenossinnen widerfahren lassen muß. So schlicht und einfach wie die Mutter der Gracchen waren nur wenige römische Matronen, wogegen es deren in Fülle gab, die durch die raffinirtesten Mittel die Verwüstungen der Zeit und des Alters zu übertünchen strebten. Die eleganten Weltdamen haben es niemals anders gemacht; man braucht sich also über unsre Schönen mit ihren bemalten Gesichtern und falschen Haaren nicht so übermäßig aufzuhalten. In dem Toilettenkabinet einer Dame vom alten Rom wurden kaum weniger komplizirte Künste angewendet, als wir heutzutage in solchem Heiligtum finden. Wenn Properz das reine Quellwasser als bestes Mittel zur Verschönerung des Teints anpries, und Juvenal gegen die vielen Bäder und Parfümerien in beißenden Satiren herzog, so giebt dagegen Ovid genaue Rezepte zu Cosmetiques und bespricht die Toilettengebräuche der schönen Römerinnen bis in die geringsten Details. Um die Haut weich und zart zu erhalten, ließ sich die Dame Abends vor dem Schlafengehen das ganze Gesicht mit einem Teig aus Brod und Eselsmilch belegen. Dieser Schönheitskleister trocknete natürlich über Nacht ein, und das damit inkrustirte Antlitz sah am andern Morgen aus wie ein zerborstener Gypsverband. Lucian schreibt daher wohl ungalant, aber nicht ganz unrichtig, daß, wenn Jemand eine Dame vor ihrer Toilette sähe, er einer Meerkatze oder einem Pavian gegenüberzustehen glaube. Das erste Geschäft der Zofen war denn auch, diese Brodkrusten mit einem zarten, in lauwarme Eselsmilch getauchten Schwamme

zu entfernen. Die Augenlider und Wimpern wurden dann mit Antimon gefärbt, mit Bleiweiß stellte man eine interessante Bläſſe, mit Zinnober eine jugendliche Friſche her, alles wie bei uns. Schon im alten Rom konnte eine vornehme Frau ihren Mann ums Vermögen bringen, wenn ſie nur alle die ſeltnen Spezereien Arabiens bekam, die ſie zum Einſalben gebrauchte; ſie hielt ſich eine ganze Kohorte alter und junger Sklavinnen, die ihr jeden Körpertheil einölen und jedes Kleidungsſtück mit ſtarken Wohlgerüchen beſprengen mußten. In Athen war das Weib, wie der Weiberfeind Euripides ſagt, „ein träges Nichts, unnütz in Einfalt brütend, ſtill im Hauſe ſitzend"; dieſes einfältige Nichts aber brütete über raffinirte Toilettenkünſte und fand in den glänzenden Erfolgen derſelben ſeine höchſte Freude, wie denn Ariſtophanes in ſeiner „Lyſiſtrata" die Kalonike ſprechen läßt:

— — — wir, wir ſitzen da, mit Blumen hübſch
Geputzt in ſafrangelbem Kleid und wohlgeſchminkt
In Schleppgewändern neuſter Art und Modeſchuhn.

Eines freilich kannte das Altertum nicht; es hat niemals fünf bis ſechs Unterröcke über einander gezogen. Allein im Uebrigen iſt die antike weibliche Tracht von derjenigen, die heute wiederum in Mode zu kommen ſcheint, nicht ſo ſehr verſchieden, zumal wenn wir bedenken, daß auch die römiſchen Damen die Schultern nicht immer mit dem Peplum oder dem griechiſchen Pallium bedeckt trugen, vielmehr die Gewohnheit hatten, im Theater und Cirkus den Hals und die rechte Schulter zu entblößen. Wenn nun auch die Tunika heute noch nicht wieder ſo allgemeine

Mode ist, wie zur Zeit der ersten französischen Republik, sondern sich auf die weißgekleideten Jungfrauen bei festlichen Gelegenheiten beschränkt, so ist doch gegenwärtig auf den tonangebenden Pariser Hofbällen eine gewisse Vorliebe für die antike Tracht ganz unverkennbar. Alles muß wieder klassisch sein. Man kann beobachten, wie sogar neben der Crinoline das altgriechische Kostüm und die lange Schleppe wieder auftauchen, wenn es auch bei der letztern nicht mehr, wie unter Ludwig XIV., zum guten Ton gehört, sich dieselbe auf der Promenade von einem Mohrenknaben nachtragen zu lassen.

Es herrschen überhaupt in unsrer Zeit viele Moden zugleich neben einander. Ein moderner Anzug ist oft ein seltsames Gemisch von Moden aus allen Jahrhunderten, vom grauen Altertum angefangen bis zum ersten französischen Kaiserreich. In den Salons, im Boudoir und selbst auf der Straße entwickelt sich während der letzten Jahre ein förmlicher Maskenkarneval unter den Damen; es giebt immer weniger Toiletten und Anzüge, und dagegen immer mehr nationale Kostüme. Früher waren letztere nur für die Kinderwelt beliebt; schon im vorigen Jahrhundert konnte man bei vornehmen Familien kleine Türken, Chinesen, Ungarn, Spanier, Tyroler und Hochschotten, wohl auch sechs- und siebenjährige Hamlets, Götze, Karl Moors und Posas finden. Vor zwanzig Jahren putzte man kleine Abdelkaders auf, und heute ist die kleidliche Tracht der Turkos und Suaven, so wie das berühmte rothe Hemd der Garibaldianer bei den Kindern sehr beliebt. Wenn Maskenanzüge in den Grenzen größter

Einfachheit gehalten bleiben, wer wollte sie tadeln? häßlich ist nur das affenähnliche Ausstaffiren der Kinder, worin manche Mütter sich so sehr gefallen. Solche nationale Kostümirung aber wurde unter der Damenwelt früher weniger beobachtet; jetzt dagegen sieht man zierliche Andalusierinnen mit dem Senoritajäckchen, der flatternden Schärpe und dem Sombrerohut mit der Rose hinter dem Ohr; oder man begegnet einer kecken Amazone aus der Zeit Ludwigs XV., in Kleid und Paletot à la Mousquetaire, mit kleinen Schuhen und hohen Absätzen, mit seidenen Strümpfen und buntgestickten Zwickeln daran, mit einem runden Hütchen und einer wehenden weißen Feder darauf. Andre Erscheinungen gleichen einer neapolitanischen Fischerin mit rothem Wollhemd und gestreiftem Rock, oder einer Schweizerin mit Mieder und weißem Leibchen, oder auch einer Schäferin à la Watteau in kokett mit Bändern aufgerafftem Röckchen und einem schnippischen Hütchen à la Trianon.

In dergleichen Maskenkostüme kleiden sich unsre Damen für das alltägliche Leben; man könnte sich auch dies vielleicht gefallen lassen, wenn sie dabei allemal einem bestimmten Kostüme treu blieben; man könnte Anachronismen dulden, wenn sie nicht allzu schroff sind; allein wenn eine Dame, wie dies in ähnlicher Weise oft geschieht, eine schottische Mütze, ein Schweizermieder, einen Watteaurock und ungarische Stiefel trägt, so nimmt sich solches kosmopolitische Durcheinander doch gar zu bunt und unharmonisch aus. Dasselbe wird sich aber, woran wir garnicht zweifeln, im Laufe dieses Jahres noch steigern,

und zwar in Folge des ungeheuren Zuflusses von Fremden, die aus allen Weltgegenden während der Industrie-Ausstellung nach Paris strömen. Durch den Anblick der tausenderlei verschiedenen Kostüme, die sich auf den Straßen, Promenaden und Boulevards durch einander drängen, wird der Phantasie der Pariserin eine ganz besondere Nahrung gegeben; es läßt sich voraussehen, daß die Mode im Sturmschritt vorwärts schreitet, und zu Ende des Sommers so ziemlich die Trachten aller Nationen, die der Rothhäute und Menschenfresser nicht ausgeschlossen, umfassen wird. Schon jetzt, wo wir dies schreiben, berichten die Zeitungen, daß auf dem Boulevard Montmartre zwei Damen, in denen Jedermann sofort echte Pariser Pflanzen erkannt hat, im Mohrenkostüm promeniren und dichte Schleier tragen, in denen Oeffnungen für die Augen angebracht sind. Die Pariserin kann heute als Schweizerin, Chinesin oder Aegypterin erscheinen, ohne erheblich aufzufallen; im vorigen Jahr wäre man ihr wohl noch nachgegangen, in diesem Jahr dreht man kaum den Kopf nach ihr um. In einer Korrespondenz aus Paris über die Ausstellung heißt es: „Man sieht dort Marokkanerinnen, Griechinnen, Italienerinnen, die kein Wort arabisch, griechisch oder italienisch verstehen. Vor einigen Tagen wurde mir eine spanische Erfrischungsanstalt, die sich am äußersten Ende des Parkes befindet, in den lebhaftesten Ausdrücken empfohlen. Man werde dort, hieß es, von schönen Andalusierinnen bedient, und die Erfrischungen ließen nichts zu wünschen übrig. Ich suchte die Anstalt auf, und die erste Andalusierin, die mir in andalusischer Tracht ent-

gegentrat, war die Tochter eines Thürhüters aus meiner Nachbarschaft, eine echte Pariserin, die jede andre Grenze, nur nicht die spanische, überschritten hat, und der nichts so spanisch vorkommt, wie die spanische Sprache."

Während so Paris die fremden Moden annimmt, tauschen dafür die Fremden Pariser Moden ein. Schon hat man auf dem Boulevard eine bräunliche Ausländerin gesehen, die sich in ihre Schleppe und ihre prächtigen Kanten gänzlich verwickelte; und ein paar Japaner, die in französischen Herrenröcken steckten, schnitten schmerzvolle Grimassen und wagten es nicht, die Arme dem Körper nahezubringen.

Die Mode ist jetzt vielseitiger, als sie es jemals gewesen; sie bewegte sich sonst stets in festeren Formen, die man Gesetze hieß. Heute gilt es als ein Gesetz, jene Gesetze zu umgehen, und Paris, welches jene Gesetze diktirte, hat auch zuerst das Gesetz gegeben, sich von allen jenen Gesetzen zu emanzipiren. Es giebt fast nichts Unerlaubtes mehr; die Phantasie jedes Einzelnen wird die Norm. Niemand kann behaupten: dies oder jenes ist Mode, und andres ist nicht Mode — nein, fast alles ist Mode, was man tragen will, mag es noch so einfach oder noch so extravagant sein; mithin ist dem subjektiven Geschmack, Schönheitssinn und der unerschöpflichen Phantasie ein unermeßlich weites Feld eingeräumt. Die Weltdame von 1867 muß selbst zusehen, daß sie sich so zu kleiden versteht, wie es für ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihren Teint — vom Alter ist natürlich Anstandshalber nie die Rede — am Passendsten und Vortheilhaftesten ist. Sie kann die

Mode nach eigenem Gutdünken variiren, sie kann sich etwas ganz Neues erfinden, oder sie kann eine ganz alte Mode hervorsuchen und diese mit einigen neuen Ideen herausputzen; selbst in diesem Fall wird sie völlig modern und elegant erscheinen. Sie darf endlich nicht nur eine Fusion aller ihrer eigenen Damenmoden vornehmen, sondern sie darf sich sogar dazu noch Stücke der Herrengarderobe aneignen, und in unser rechtmäßiges Eigentum eingreifen. Auf dem ersten Wettrennen von Chantilly vor drei Jahren fand die Herzogin von Morny ihren Cachemirshawl zu kalt und zog ungenirt den Pardessüs ihres Herrn Gemahls an. Man fand dies reizend und entzückend. Der Pardessüs stand der Frau Herzogin so unvergleichlich, daß acht Tage später auf dem zweiten Rennen eine Menge Damen der großen Welt, obwohl ihnen ihr Shawl warm genug gewesen wäre, bereits die neue Tracht adoptirt hatten, und bald ward dieselbe dann zur allgemeinen Mode. (Lebende Bilder aus d. mod. Paris Bd. IV. 2. p. 23). So gehört der Herrenpaletot jetzt beiden Geschlechtern an, ebenso wie die Hutformen und andere Trachtenstücke oft bei beiden fast genau übereinstimmen.

Wenn ein Bestreben nach theilweiser Nachahmung nationaler Kostüme, wie wir gesehn, sich heutzutage allgemein in der Modenwelt kundgiebt, so sehen wir andrerseits, daß gerade manche der charakteristischen Nationaltrachten unter den Völkern, denen sie eigentlich angehören, mehr und mehr im Aussterben begriffen sind. So z. B. existirt die kleidliche Tracht der Hochländer als Kleidung des Volks bereits nicht mehr; was wir heute noch davon sehen, ist

künstlich gemacht und nicht viel mehr, als eine Maskerade. Die vornehmen Damen in den größern Städten Schottlands tragen höchst selten noch Tartan, jenen buntgewürfelten Stoff, der nothwendig zur Tracht gehört. Heute wird fast mehr Tartan in Deutschland, als in Schottland getragen; namentlich Sachsen ist es, das Schottland mit einem großen Theil seiner gewürfelten Tartanstoffe versieht. In den wohlhabenderen Städten des Landes erblickt man jetzt nur noch Knaben, höchst selten einen erwachsenen Mann in Kilt und Plaid, mit Purse und Bonnet; und nur auf dem Lande draußen, in den Bergen, in der freien Natur erlauben sich einzelne, die mit starken Wadenmuskeln aufzutreten vermögen, die Komödie der Hochlandstracht. Oft sind es Engländer, welche, um sich den rechten Hochlandsanstrich zu geben, den Kilt anziehen oder sich doch wenigstens darin photographiren lassen. Bei den meisten Photographen liegen Highlandgarbs vorräthig, damit Liebhaber nach einer schnellen Metamorphose sich in diesem Kostüm abkonterfeien lassen können. Die Diener, Wildhüter, Hundedressirer &c. der adligen Herren tragen auf den Landsitzen derselben noch die Nationaltracht, aber nirgends das gemeine Volk; deshalb erscheinen jene Leute unter der Masse in ähnlicher Weise hervorragend, wie etwa die gelbröckigen Briefträger in Sachsen oder wie die sogenannten rothen Krebse (Gerichtsdiener) in Rostock. (R. Andree. Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Jena 1866. p. 97. ff.). So werden bald noch manche andere Nationaltrachten Europas zu den Todten geworfen werden; wir bemerken täglich, wie sie

vor dem Alles nivellirenden Strome der neusten Zeit verschwinden. Früher pflegten die Ammen vom Lande ihre eigentümliche Bauerntracht auch in der Stadt zu behalten; jetzt schämen sie sich ihres kurzen, buntgestreiften, wollenen Rocks, ihrer großen mittelalterlichen Haube, oder ihrer mit langen Bändern versehenen Kappe, und kleiden sich lieber ganz wie ein Stadtmädchen. Die Modesucht ist fast überall eingerissen, und das alte Sprüchlein „Selbst gesponnen, selbst gemacht ist die beste Bauerntracht" kommt immer mehr in Vergessenheit. Je abgelegener ein Dorf von großen Verkehrsstraßen liegt, um so leichter vermag es seine charakteristische Tracht, die sich oft nur noch auf wenige Familien beschränkt, aufrecht zu erhalten; wo aber Eisenbahnen in allen Richtungen das Land durchkreuzen, und der Bauer sich täglich mit dem Städter mischt, da verwischt sich zugleich mit seiner übrigen Originalität auch das Charakteristische seiner Tracht.

Ferner tragen die Fabriken ohne Zweifel zur Vernichtung der Volkstrachten bei, indem sie die Kattune so wohlfeil liefern. Auch all' jenes dünne und neblige Unkraut von Spitzen, Blonden, Tüll, Stecknadeln und anderm unklaren Beiwerk, was an der weiblichen Modekleidung oft verworren herumbaumelt, wird in ungeheuren Massen von Maschinenrachen ausgespieen, und selbst die Bäuerin kann sich diese Artikel zu leicht und bequem verschaffen, als daß dadurch ihre Kleidungsweise nicht beeinflußt werden sollte. Es hat daher seinen guten Grund, wenn die meisten Fabrikanten und Kaufleute, desgleichen alle Probenreiter und Hausirer die altherkömmliche Volkstracht

verachten und verspotten; denn deren Herrschaft verheißt ihnen einen schlechten Markt für kurze und lange Waaren.

Einige Gaun aber giebt es noch in unserm Vaterlande, in denen das Modewesen machtlos an der unerschütterlichen Treue scheitert, womit der Bauer seine historische Tracht festhält, selbst wo sie unzweckmäßig ist. Auf dem Schwarzwald trägt er seine dicke Pelzkappe auch in den Hundstagen, weil es eine historische Pelzkappe ist, die sein Urahn auch getragen hat. In der Wetterau gilt die Bauerdirne für die eleganteste, welche die meisten Röcke über einander trägt. Mit 7 Kleider-Etagen an die Feldarbeit zu gehen, ins nasse Gras oder ins hohe Korn, ist offenbar unvernünftig, aber es ist — historisch. Durch alle ärztlichen Bedenken läßt sich der Bauer in manchen Gegenden immer noch nicht abhalten, seine Beinkleider durch den verderblichen, quer über den Magen geschnallten Ledergürtel zu befestigen; man könnte ihm eher eine neue Gemeindeverfassung, als die unhistorische Erfindung der Hosenträger oktroyiren. (Riehl. Die bürgerliche Gesellschaft). Seine Tracht ist ihm heilig und ehrwürdig, gilt ihm als absolute Nothwendigkeit, und ganz so wie er sie vom Vater ererbt hat, muß er sie auch den Kindern und Kindeskindern wieder vererben. Man fragt bei der Volkstracht nie, ob sie dem Einzelnen gut steht; sie ist etwas Feststehendes, woran Niemand zu rütteln denkt. Es kommt freilich auch der Fall vor, daß der Modewechsel von Zeit zu Zeit einmal auf sie einwirkt; aber dann kann das Eingedrungene wieder hundert Jahre

unverändert von Bestand bleiben, ohne im Geringsten nach den Fortschritten der Mode zu fragen.

Die Volkstracht kehrt sich auch nicht an die Vermögensverhältnisse ihrer Träger; wir finden sogar, daß sie in ärmlichen Gegenden oft einen auffälligen Luxus zeigt. Um Paris tragen die Bauerfrauen ein goldenes Kreuz, und in Friesland gehört zur historischen Tracht eine goldene Mütze, die reichlich 200 Thaler werth sein kann. Das sogenannte Hormt, welches die Altenburgerinnen bei Hochzeiten und Gevatterschaften tragen, kostet 50 bis 100 Thaler; man versteht darunter eine Kopfbedeckung, welche die Gestalt einer runden Schachtel ohne Boden hat; in- und auswendig ist sie mit rothem Damast oder Sammet überzogen und trägt 13 silberne Tafeln; auf jeder dieser Tafeln stehen 3 Reihen erhabener Knöpfe, ebenfalls von Silber, und rund herum hängen an Henkeln vergoldete Schildchen von der Größe kleiner Kirschblätter, die viel Geklimper und zumal im Sonnenschein einen blendenden Glanz von sich geben. Der Schmuck ist in Familien erblich, wird aber, da ihn bei Weitem nicht alle Hormtjungfern zu eigen besitzen, bei feierlichen Gelegenheiten auch für 4 bis 8 Groschen verborgt. Solch ein luxuriöses Trachtenstück bildet gewissermaßen einen Reservefonds für künftige Nothfälle, allein der Bauer muß sich schon in großer Finanznoth befinden, ehe er sich entschließt, diesen Fonds anzutasten und profan zu verwerthen.

Neuntes Kapitel.

Weibliche Schönheit und männliche Stutzerei.

Beginnen wir mit einer schönen Hottentottin! Dieselbe hat kleine schmale Augen, einen großen Mund mit wulstigen Lippen und eine breite Nase mit gepreßten Nüstern; sie bemalt den ganzen Körper zur Erhöhung ihrer Reize abwechselnd roth und schwarz wie ein Schachbrett, oder ihre Haut ist gelblichbraun wie ein vertrocknetes Blatt. Die Haare müssen hart wie Schweinsborsten sein, die Backenknochen so hervorragen, daß sie wo möglich mit dem Kinn ein gleichseitiges Dreieck bilden — so verlangt es das weibliche Schönheitsideal der Hottentotten.

Bei den alten Persern reichte eine Adlernase hin, um ihre Besitzerin einer Königskrone würdig erscheinen zu lassen; auf Sumatra dagegen drückt die Mutter die Nase ihrer Tochter sorgfältig platt. Unter einigen der wilden Stämme des Oregongebietes wird auf dem Schädel der kleinen Kinder, besonders der Mädchen, fortwährender Druck angewendet, damit er recht flach werde, was für

eine ganz besondere Schönheit gilt. Die Perserinnen der Neuzeit malen sich verschiedene Figuren aufs Gesicht, und einen schwarzen Ring um die Augen, um das Feuer im Blicke zu erhöhen; gegen rothes Haar haben sie einen starken Widerwillen, während die Türken dasselbe schön finden und eifrige Bewunderer fuchsköpfiger Odalisken sind. Die Araberinnen färben ihre Finger und Zehen roth, die Augenbrauen schwarz und die Lippen blau. Die Japanesinnen vergolden sich die Zähne und die Indianerinnen färben sie roth. Auf der Halbinsel Guzerat müssen die Zähne schwarz gefärbt sein, um für schön zu gelten. In Grönland malen sich die Frauen das Gesicht blau und gelb, und tättowiren ihren Leib häufig auf die Weise, daß sie Zwirnfäden in Ruß einweichen und dann mit einer Nadel dieselben durch Hautfalten stechen und hindurchziehen, ganz wie ein Allöopath sein Haarseil. Hindu-Familien beschmieren sich, wenn sie ganz vorzüglich elegant aufzutreten wünschen, mit einem Gemisch von Safran, Curcume und Fett. Auf fast allen Inseln des Stillen und des Indischen Ozeans tättowiren sich die Frauen sowohl als die Männer eine Menge Figuren auf das Gesicht, auf die Lippen, sogar auf die Zunge und auf den ganzen übrigen Körper. Die Neu-Holländer ritzen sich mit Muscheln und erhalten die Wunden lange offen, so daß tiefe Narben in dem Fleische entstehen, welche für eine große Zierde gelten. Eine anderweite bei den Neu-Holländern gebräuchliche Verstümmelung besteht darin, daß sie ihren Kindern, wenn sie noch klein sind, den kleinen Finger der linken Hand am zweiten Gliede abschneiden.

In Neu-Guinea wird die Nase durchbohrt und ein großes Stück Holz oder ein Knochen hindurch gesteckt. Auf der nordwestlichen Küste von Amerika macht man in den Unterleib einen über zwei Zoll langen Einschnitt und füllt diesen durch einen hölzernen Pflock aus. In Guinea werden die Lippen mit Dornen durchbohrt, so daß das dicke Ende sich im Munde befindet und die Spitzen auf dem Kinn ruhen.

In China gelten starke Beleibtheit, ein schmutzig gelber Teint und kleine runde, schräg geschlitzte Augen für schön; die Brauen müssen lang und dünn sein, weshalb die Mädchen viel daran zupfen. Die größte Schönheit einer Chinesin aber liegt bekanntlich in ihren Füßen, welche im zartesten Kindesalter durch Bandagen so zusammengeschnürt werden, daß das fernere Wachstum fast gänzlich gehemmt bleibt. Die vier kleinen Zehen werden unter den Fuß gebogen, an dessen Sohle sie fest anwachsen. Eine andere Schönheit der Chinesinnen besteht in ihren Fingernägeln, die so lang sind, daß man sie durch kleine Futterale von Bambus vor Beschädigung schützen muß. Die Sitte der Fußverstümmelung hat für die Chinesin wohl denselben Grund, wie ihre Verschleierung, ängstliche Umhüllung des ganzen Körpers, Einschließung in die Serails und manche andere Gebräuche des Orients, nämlich in der Eifersucht der Männerwelt. Dem weiblichen Geschlecht sollen die Macht und die Gelegenheit genommen werden, durch graziöse Bewegungen die Blicke Unberufener auf sich zu ziehen und fremden Männern zu gefallen. Ueberdies gilt im ganzen Orient für vornehm nur die Ruhe,

das dolce far niente; Bewegung und Arbeit ist gemein; eine chinesische Dame würde es für schimpflich halten, rasch und gewandt gehen zu können; das überläßt sie dem dienenden Theil der Gesellschaft; für denjenigen, der bedient wird, erfordert es der gute Ton, daß er nur unbehülflich watscheln kann, gleich dem Kinde, welches gehen lernt.

Wir haben im ersten Kapitel die Kopfbedeckung unserer Damen von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet; hier erinnern uns die Chinesinnen daran, daß die Mode, mit gefiederten Bestien auf dem Haupt zu paradiren, vielleicht ihren ersten Ursprung im himmlischen Reiche zu suchen hat; wenigstens ist der gewöhnliche Kopfputz der Frauen von Peking ein ausgestopfter Vogel. Dieser schwebt je nach dem Reichtum der Trägerin auf einer Nadel von Kupfer oder Gold, die beiden ausgebreiteten Flügel beschatten die Schläfe, der große ausgespreizte Schweif bedeckt den Hinterkopf, der Schnabel senkt sich über die Stirn herab, und eine Feder im Halse des Vogels macht letzteren so beweglich, daß er bei der geringsten Bewegung wie eine Pagode mit dem Kopfe nickt oder gar den Eindruck macht, als sei er noch lebendig. So seltsam dieser Schmuck auch ist, so hat er freilich noch mehr Grazie, als derjenige, den die Frauen der Myantses im Innern Japans auf dem Kopfe tragen; es ist dies ein Boot, welches mindestens die Länge eines Fußes hat und mit Wachs auf den Haaren befestigt wird. Die Damen können sich weder setzen noch bücken, ohne ihren Hals aus Rücksicht auf das Fahrzeug ganz steif zu halten, und

wenn sie ihre Toilette ablegen, brauchen sie eine volle Stunde, um die Menge Wachs langsam zum Schmelzen zu bringen.

Alle diese Verirrungen des Geschmacks bestätigen schließlich nur, was schon oben über dies Thema gesagt worden; für die weiblichen Koketten aber und nicht minder für die männlichen fügen wir hier noch hinzu, daß die narrenhaftesten und extravagantesten Moden, welche die Kostümgeschichte kennt, fast immer in dem Bedürfniß, irgend eine Unschönheit, einen geheimen körperlichen Fehler zu verbergen, ihren Ursprung gefunden haben. Lessing hat gewiß Recht mit seinem berühmten Ausspruch: „Wenn wir schön sind, sind wir nackt am schönsten". Wegen Auswüchse an den Füßen erfand man die Schnabelschuhe, wegen schiefer und unschöner Beine die langen, wallenden Gewänder, wegen Glatzen, Grind und Beulen die kostspieligen Perrücken, wegen Warzen und anderer Hautkrankheiten die Schönheitspfläſterchen, wegen ungleicher Hüften und andrer Difformitäten die Reifröcke, wegen eines krummen Rückens und häßlichen Wuchses die Corsets, wegen aufgebrochener Hände die Handschuhe u. s. w.

Wie sehr es schon im Altertum die kokette Athenerin verstand, ihre Mängel zu verbergen, und welche Künste sie zur Erhöhung ihrer Reize ersann, davon giebt uns der komische Dichter Alexis folgende Schilderung: „Ist eine Dirne klein, so macht sie sich größer durch Korksohlen. Ist sie zu groß, so nimmt sie dünne Schuhe und neigt beim Gehen das Haupt auf die Schulter. Hat sie zu schmale Hüften, so kommt man ihr zu Hülfe mit falschen,

deren hervorspringende, gerundete Formen die Blicke anziehen. Leidet sie an Korpulenz, so fügt man dem falschen Busen Planchettes (Blankscheite) hinzu, welche ihren Leib einpressen und zurückdrängen. Hat sie rothe Brauen, so färbt man sie mit Ruß. Ist sie zu brünett, so legt man ihr Weiß auf; hat sie einen zu blassen Teint, so giebt man durch Schminke mehr Farbe. Findet sich irgend eine besondere Schönheit, so wird diese aller Welt sichtbar gelassen. Hat das Mädchen endlich schöne Zähne, so lehrt man sie lachen; ist sie nicht aufgelegt zum Lachen, so läßt man sie zu Hause; damit sie sich aber gewöhne, die Lippen zu öffnen und die Zierde des Mundes zu zeigen, so steckt man ihr ein Myrtenreis in denselben, ähnlich wie die Köche dem gebratenen Schweinskopf irgend etwas ins Maul zu stecken pflegen."

Wenn heutzutage die Wissenschaften der Chemie und der Technik mehr und mehr Mittel zur Verfeinerung der Toilettenkünste an die Hand geben, so waren doch auch in vergangenen Zeiten, wo man nur eine mysteriöse Quacksalberei kannte, jene Künste schon zu einer Höhe der Ausbildung gelangt, die uns Wunder nehmen muß. Bei allen Kulturvölkern und fast zu jeder Zeitepoche bietet uns die elegante Weltdame, wenn wir einige unbedeutende Nüancen abrechnen, so ziemlich dasselbe Bild dar; ja die feinste Spitze der Gesittung biegt sich hier wieder zur ursprünglichen Barbarei zurück; die Dame des europäischen Salons verbringt gar oft ihr Leben ganz in derselben Weise wie das ungebildete Weib des orientalischen Harems, dessen Tagesarbeit erfüllt ist, wenn es sich geputzt, gebadet,

mit Oelen und Pomaden gesalbt und zum Zeitvertreib ein bischen gestickt oder gewebt hat. Immer ist die größte Kunst der Dame diejenige des Putzes, ihr erstes Talent dasjenige zu gefallen, ihr bester Freund der Spiegel. Sie ist nimmer so dumm und vergeßlich, wie Pallas und Here, die den Preis der Schönheit verloren, weil sie versäumten, jenen Freund und Rathgeber zu konsultiren; während dagegen Aphrodite so gescheut war, vor der Prämirung sich in dem glänzenden Metall zu mustern und ihr Haar zu schmücken.

Helena galt bekanntlich nach der Fama für die vollkommenste weibliche Schönheit, weil sie die dazu erforderlichen dreißig einzelnen Schönheiten alle vereinigt aufweisen konnte; dazu gehörten unter andern auch ihre Finger und Nägel. Unter den Göttinnen aber hatte Pallas die schönste Hand und Artemis die schönsten Finger. Lucian rühmt die äußersten Theile der Hände Pantheas, das schöne Gleichmaß ihrer Fläche, so wie den feinen Schnitt der am Ende etwas gerundeten Finger, ihre regelmäßigen, glänzenden, mit sanftem Inkarnat gefärbten Nägel. So waren auch die Nägel der Cynthia, von denen der sonderbare Schwärmer Properz sich einen Abdruck im Gesicht wünschte. Für einen Hauptzauber der Schönheit galt ferner die Trockenheit der Nase. Bei Plautus sucht ein Sklavenhändler ein Mädchen, das diese Eigenschaft besitzt. Hätte eine Schöne sich eines Schnupftuchs bedient, so würden vor ihr alle Liebhaber geflohen sein wie vor einem garstigen Dinge. Sie trug daher auch keine Taschen noch Beutel; Liebesbriefe steckte

sie in ihre Brustbinde, wo sie auch ihr Geld verwahrte. Die Begriffe von Anstand erlaubten nicht, daß man sich vor den Augen der Leute schneuzte; ebenso wäre es gegen alle Lebensart gewesen, den Schweiß von der Stirn abzuwischen. Die Männer waren in demselben Maße wie die Frauen diesen Schicklichkeitsgesetzen unterworfen. Schnupftücher kannte man auch zu andern Zwecken nicht; die Thränen z. B. trockneten sich die vornehmsten Personen mit dem Mantel ab; so Agathokles, Bruder einer ägyptischen Königin, in Gegenwart des ganzen Volks von Alexandrien. In Tempeln und Theatern wurde auf diese Regeln streng gesehen. Nie erschien Nero auf der Bühne, ohne sich zuvor den Schweiß mit den Aermeln seines Kleides abgewischt zu haben, und nie durften die Zuschauer merken, daß er das Bedürfniß hatte, auszuspucken oder sich zu schneuzen. Epiktet fragt einen Cyniker: „Würdest du dich erdreisten, mit uns einen Tempel zu betreten, wo man weder ausspucken noch sich schneuzen darf — du, der du lauter Unflath bist?“

Für den durch und durch ästhetisch fühlenden Griechen war die körperliche Schönheit nicht blos ein blindes Geschenk der Natur, wie andere Völker sie anzusehen pflegen; sie galt ihm vielmehr für eine Tugend, die sogar ihren eigenen Kultus bei dem sogenannten Schönheitsfeste fand, als eine Errungenschaft edlen Menschentums. Während der Grieche sich zu einem schönen Menschen, zu einem plastischen Kunstwerk auszubilden suchte, so stand dem Römer dagegen das nüchterne Prinzip der Nützlichkeit höher: er wollte nur dem Staate dienen als Soldat und

Bürger, alles Uebrige war Nebensache; er legte daher auch nicht so übermäßigen Werth auf die Schönheit seiner Frau. Eine Römerin war nicht so ebenmäßig und schlank gebaut, wie eine Griechin, sondern mehr gedrungen, hatte nicht deren mildes, sonniges Lächeln, sondern schärfere, markirtere Züge. Wohl heute noch gleichen die Schönen der romanischen Völker Europas mehr oder minder einer antiken Römerin; freilich ist die Schönheit der Spanierinnen mehr dem heißen maurischen Blute, das in ihren Adern fließt, als dem römischen zuzuschreiben. Uebrigens erscheint diese Schönheit den Augen eines unbefangenen Beobachters im Allgemeinen nicht so hochgradig, daß sie ihrem Ruhm entspräche; Sensationsreisende haben hier und da namentlich über die andalusische Weiblichkeit gewaltig vielen romantischen Unsinn verpufft. Durchschnittlich ist das männliche Geschlecht in Spanien schöner und malerischer anzuschauen, als das weibliche; sogar die Bettelbuben in Schmutz und Lumpen, die der Pinsel eines Murillo so meisterhaft und naturgetreu gemalt hat, sind oft bildschön. Wenn aber die Spanierinnen schon manchen armen Touristen in ihrem Zaubernetz gefangen haben, so geschah dies gewiß nicht so häufig durch ihre Schönheit, als vielmehr durch ihre hinreißende Lebhaftigkeit, ihre pikante Zungenfertigkeit, ihre geschmackvolle Mantilla, ihre wundervolle Grazie, ihre liebenswürdige Natürlichkeit. Es giebt vielleicht kein andres Land in Europa, wo das Weib so ganz Naturkind, so frei von Affektation wäre, wie in Spanien; aber eine vollendete Schönheit kommt hier nicht häufiger vor, als anderswo auch, ja man trifft solche vielleicht eher in den

höhern Zirkeln von Paris, London oder Wien, als in denen Madrids. Der Spanier hat freilich vor andern Völkern den Vortheil einer verhältnißmäßig ziemlich reinen Raçe, einen markirten Typus voraus, und gewinnt dadurch für den Reisenden, der aus der Mitte Europas kommt, wo bereits eine große Nationaltypen-Vermengung stattgefunden, einen besondern Reiz; aber damit ist nicht gesagt, daß die markirtere Raçe mehr den Anforderungen idealer Schönheit entspräche. Indessen gestehen wir eines sehr gern zu, daß die gefeierte andalusische Tänzerin so gut wie fast jede Spanierin manche einzelne Schönheiten besitzt; wir möchten sie in dieser Beziehung, wenn die schöne Leserin uns dies Bild zu gebrauchen erlaubt, mit dem andalusischen Roß vergleichen, welches, wie Kenner behaupten, auch viele schöne Punkte (points) hat und doch vom Ideal eines Pferdes weit entfernt ist. Das Gesicht der Spanierin ist selten ebenmäßig und oval, aber sehr schön sind die feurigen und glühenden Augen, das dicke und blauschwarze Haar, die gebogene Nase. Der Wuchs ist graziös, der Fuß klein, der Gang elastisch, jede Bewegung schön, andrerseits wiedrum sind die untern Extremitäten zu kurz, die Büste ist zu üppig und voll, es besteht eine Neigung zum Embonpoint und zur Fettsucht. Somit erscheint es sehr glaublich, wenn Gustav Körner, früher Gesandter der Vereinigten Staaten zu Madrid, in seinen Reisebildern erzählt, daß er unter 4000 Fabrikarbeiterinnen zu Sevilla weniger wirkliche Schönheiten gefunden, als unter einer gleichen Anzahl von englischen Arbeiterinnen zu Lowell in Massachusetts.

Vom romanischen Schönheitsideal weicht das germanische fast in allen Einzelheiten ab. Die schöne Tochter Albions hat eine schlanke, hohe Figur, lange und schmale Hände und Füße, eine mehr adlige, als anmuthige Haltung, ein ovales Gesicht, eine weiße und zarte Hautfarbe, und milde, blaue Augen. Als Haarfarbe herrscht das Blond und Hellbraun vor, die Züge sind regelmäßig, ruhig und ernst, aber nicht ohne den Ausdruck eines innern Lebens. Diesem Bilde sieht die deutsche Frau des Mittelalters ziemlich ähnlich, wenigstens so wie sie von den Dichtern der ritterlich-romantischen Gesellschaft besungen wurde. Dieselben haben folgendes Schönheitsideal festgestellt: im Allgemeinen mäßige Größe, schlanker und geschmeidiger Wuchs, Ebenmaß und Rundung aller Formen, im Speziellen aber zarte Fülle der Hüften, Geradheit der Beine, Kleinheit und Wölbung der Füße, festes Fleisch und Weiße der Arme und Hände, Länge und Glätte der Finger, Schlankheit des Halses, plastische Festigkeit und Gewölbtheit des Busens, der nicht zu füllereich sein durfte. Aus dem röthlich weißen Antlitz sollten die Wangen hervorblühen roth wie bethaute Rosen. Klein, festgeschlossen, süßathmend sollte der Mund sein und aus schwellenden rothen Lippen die Weiße der Zähne hervorleuchten wie „Hermelin aus Scharlach“. Ein rundes Kinn mit schlehenblüthenweißem Grübchen mußte die Reize des Mundes erhöhen. Aus dem breiten Zwischenraum zwischen den Augen sollte sich die grade Nase weder zu lang noch zu spitz noch zu stumpf herabsenken. Schmale, lange, wenig gebogene Brauen, deren Farbe etwas von der des

Hauptthaars abstach, waren beliebt. Das Auge selbst sollte klar, lauter, herzdurchsonnend sein; seine bevorzugte Farbe war die blaue, aber noch höher stand jene unbestimmte, wechselnde, wie die Augen einiger Vögelarten sie bemerken lassen. Endlich waren blonde Haare von goldnem Schmelz, um schneeweiße, feingeaderte Schläfen sich ringelnd, eine von höfischen Sachkennern sehr betonte Forderung. (Joh. Scherr. Deutsch. Kult. u. Sittengesch. p. 135.)

Das schöne Ritterfräulein verstümmelte zwar ihre Füße nicht, wie die Chinesin, aber sie hielt es ganz wie diese für eins der obersten Gesetze des Anstands, möglichst langsam und mit ganz kleinen Schritten zu gehen, gleichsam andeutend, daß nicht eine geschäftliche Nöthigung, sondern lediglich ihre freie Laune sie zu dem plebejischen Akt des Gehens treibe. Daher ist denn auch das lange bis auf die Füße herabfallende Hof- und Paradekleid, das jede freie und rasche Bewegung hemmt und eine Zwangsjacke zum feierlich langsamen Tempo ist, allmählig das Werktagskleid der vornehmen Damen und dann leider sogar der Bürgersfrauen geworden, während die Bauernweiber, die am landwirthschaftlichen Beruf ihrer Männer Theil nehmen, vernünftigerweise noch zumeist kurze Röcke tragen. Auch heute noch verlangt die weibliche Schönheit kleine Füße; dieselben werden in so enge Stiefel gezwängt und so widernatürlich zusammengedrückt, daß ein vollkommener Körper gar nicht ordentlich darauf stehen, geschweige denn gehen kann. Es schickt sich aber auch gar nicht, wenn eine Dame im Stande ist, meilenweit mar-

schiren zu können, mag sie es immerhin vermögen, die gleiche Strecke im Ballsaal tanzend zurückzulegen. Diejenige, die auch nur einen ehrlichen Tagemarsch zu Fuß gehen könnte, würde nach unsern Begriffen von echter Weiblichkeit für ein Mannweib gelten. Als solches erscheint uns selbst die Venus, welche auf antiken Bildsäulen so kräftig ausgebildete und gut proportionirte Füße hat, daß eine moderne Dame sich schämen würde, dergleichen zu besitzen. Ebenso werden die Hände von normaler Größe perhorrescirt; dieselben müssen so fein und niedlich sein, daß Jedermann ihnen den für vornehm geltenden Mangel an Arbeit ansehen kann. Unsre modernen Begriffe von weiblicher Schönheit sind überhaupt zu einem guten Theil degenerirt; nicht das Frische, Gesunde, Natürliche, sondern das Schmächtige, Marklose, Krankhafte halten wir für das eigentümlich Weibliche, und wenn wir das schöne Geschlecht auch das „schwache" nennen, so ist das leider eine bittere Wahrheit. Nicht ein gesundes, rothwangiges, strammes Kernmädel, sondern eine schmächtige, bleichsüchtige, in der Stubenluft aufgeschossene Gestalt gilt uns schon als der Typus echter moderner Frauenart. Die Gesichter nehmen immer mehr weiche, rundliche, unterschiedslose Formen an; man vermißt darin das persönlich Charakteristische, ja man ist sogar so weit gekommen, daß man im Gesicht eigentlich nur noch Mienen, welche die Stimmungen des Augenblicks wiederspiegeln, verlangt, aber keine Züge mehr, aus denen Schicksale und Charakter sprechen. Ein Frauenantlitz, welches überhaupt noch Züge hat, erscheint uns viel zu männlich; lieber noch würde

man ein schwaches Schnurrbärtchen als weiblich passiren lassen.

Zu allen Zeiten und bei den allermeisten Nationen wurde im Allgemeinen das blonde Haar höher geschätzt, als das dunkle, schon deshalb, weil man glaubte, daß es die Spuren des Alters weniger verriethe. Wenn wir die Brünetten bitten dürfen, „darum keine Feindschaft“ wir haben nicht gesagt, daß nicht im einzelnen Falle ebenso gut zu allen Zeiten das braune und schwarze Haar eine hohe und selbst höhere Bewunderung als das blonde Haar gefunden hätte und finden könne. Weit weniger aber schien man sich früher für das rothe Haar zu begeistern, welches nach den Zeitungsberichten im vorigen Sommer zu Paris, der Metropole der Modenwelt, gerade für das schönste und modernste galt. Vollständige rothhaarige Frisuren, welche wie Hauben auf und abgesetzt werden, bezahlt man jetzt mit Tausenden von Francs, und Comptoir-Damen erhalten das doppelte Gehalt und mehr, wenn die Natur sie mit röthlichem Haar ausgestattet hat. Wem aber unglücklicherweise schwarzes oder braunes Haar verliehen ist, der beizt und bearbeitet dieses so lange, bis oft die ganze Kopfhaut in eine höchst schmerzhafte Entzündung übergeht. Die Aerzte mögen sich noch so sehr bemühen, den Damen zu beweisen, wie schädlich das Färben der Haare auf die Gesundheit des ganzen Körpers wirkt — dies macht gar keinen Eindruck auf die leichtblütigen Französinnen, und jene Unsitte wird täglich allgemeiner. Wer aber das Haar nicht färben will, nimmt zum goldgelben, rothgoldigen oder röthlichbraunen Puder

seine Zuflucht, je nach der Liebhaberei für diese oder jene Schattirung. Man ändert auch die Haarfarbe nach der Toilette und hat früh zum Ausgehn andres Haar, als Abends zum Gesellschaftsanzuge — hoffentlich wird diese Thorheit in Deutschland keine Nachahmung finden, obwohl auch hier die vornehmen Damen, die sich mit ihren eigenen Haaren begnügen, schon seltener gefunden werden, als diejenigen, deren Zähne in ihrem eigenen Zahnfleisch geboren und groß geworden sind. Der Handel mit Menschenhaaren ist daher jetzt so verbreitet und bekannt, wie etwa derjenige mit Kaffe und Indigo. Seitdem die Chignons in Mode gekommen sind, ist der Preis für das Pfund Haare von 7 auf 14 Thaler gestiegen. In Frankreich werden jährlich etwa 136,000 Pfund konsumirt, für deren Färbung, Lockung und Frisirung die Haarkünstler sich über 21 Millionen Thaler bezahlen lassen. Es werden falsche Flechten gemacht, welche 150 Centimeter lang sind und nicht weniger als 500 Francs kosten. Die Bezugsquellen für die blonden und röthlichen Haare sind Dänemark, die Skandinavische Halbinsel; England, die Niederlande und der Norddeutsche Bundesstaat. In Dänemark und mehr noch in Schweden, wo die Bäuerinnen meist arm sind, sieht man seit einigen Jahren eine Zahl geheimnißvoller Agenten auftauchen, welche, mit einem Waarenballen unter dem Arm, sich in die Hütten der Dörfer einschleichen, wenn die männlichen Besitzer ausgegangen sind. Sie pflegen mit den dürftigen Bäuerinnen beredte Unterhandlungen, in Folge deren die Frauen ihr Haar auflösen und es in reichen Wellen auf die Schultern

fallen lassen. Bei diesem Anblick lächelt der Agent teuflisch, bewegt leise in seinen ungeduldigen Fingern eine scharfe Scheere, bietet der Producentin ein paar indische Taschentücher für die Ernte, und schneidet diese dann eifrig und herzlos ab. Ein leinener Sack wird das Grab jener reichen und köstlichen Reize, womit die Natur das arme Weib beschenkt hatte. Ist der Sack voll, wird er zu den Händlern gebracht, welche die Haare sortiren und durch sechs oder sieben Operationen nach und nach appretiren. So erscheinen dann später dieselben Haare, die für die einfachen Töchter des Feldes verloren waren, blonder, feiner und glänzender wieder auf einem unfruchtbaren Kopfe der Salonwelt, wie man den reichen und frischen Rasen fruchtbarer Ländereien auf trockenen oder ausgesogenen Boden verpflanzt. Wie viele verliebte Blicke werden auf diese exilirten Chignons geworfen, und wie viele verstohlene heiße Küsse werden in der Verwirrung einer süßen Aufregung auf diese geborgten Flechten gedrückt, die über so ein plötzliches, unverhofftes Glück erstaunt genug sein mögen!

A Röckel wie a Tonn,
Und a fuchsroth Chignon,
Und a „Ventre à trois mois“
Muß a schmucks Dearndl ha.

Dies Schnadahupfl singt der Kladderadatsch auf das Pariser Leben, und wir fügen zur Erläuterung hinzu, daß im vorigen Sommer neben dem rothen Haar ein schwach erkennbares Embonpoint für besonders fein und vornehm galt; man verkaufte in Paris, wo bekanntlich

auch das Unmögliche möglich ist, „Ventres à deux, trois, six mois.“ So hieß es wörtlich in den Zeitungen; in unsre Muttersprache läßt sich freilich dergleichen nicht übersetzen, es ist aber auch schon dagewesen, wie wir in früheren Kapiteln bereits nachgewiesen haben. Im vorigen Jahrhundert stellte einmal der dänische Konsul in Marokko seine Frau in europäischer Galakleidung, wozu damals auch der Reifrock gehörte, bei Hofe vor. Da die Gemahlin des marokkanischen Herrschers den Erbfehler ihres Geschlechts, die Neugierde, nicht bemeistern konnte, betastete sie ungenirt den Reifrock der Vorgestellten und fragte voll Verwunderung: „Bist du denn das alles selbst?“ Se non è vero, è ben trovato.

Später war es eine deutsche Prinzessin, welche der französischen Modetyrannin kühn den Fehdehandschuh hinwarf, freilich aber in diesem Kampfe nicht siegte. Marie Antoinette nämlich wagte es zuerst, den Reifrock abzulegen, um dadurch allmählig die lächerliche Tracht allgemein abzuschaffen; aber dieser Versuch scheiterte nicht nur an der unerschütterlichen Diktatur der Mode, sondern schadete der Königin außerdem sehr, weil er dazu beitrug, das unberechtigte Mißtrauen der Franzosen gegen sie zu schärfen und sie unbeliebt zu machen; gerade diese Geringschätzung, die sie der französischen Tracht bewies, diente den ersten Vorwürfen zum Anlaß, welche die ihr feindliche Hofpartei ihr aufbürdete. Wessen war auch wohl eine Prinzessin fähig, ruft ein Zeitgenosse aus, die sich entschließen konnte, ohne Reifrock auszugehen! Die ehrwürdigen Wittwen und Jungfern von Stande, welche

ihre unschuldige Jugend am Hofe Ludwigs des Vielgeliebten verlebt hatten, sahen in der Abschaffung der Reifröcke eine empörende Verletzung des Anstandes und der guten Sitten. An und für sich bedeutete es sehr wenig, daß die Königin gegen die herrschende Mode revoltirte, und doch wog auch diese scheinbar unwichtige Sache mit in der Wagschale, auf der das Weltgericht Revolution und Königthum gegen einander wägte.

Wenn es wahr ist, daß die Kaiserin von Oestreich schon im Sommer 1864, wie damals die Zeitungen meldeten, in ihren Soiréen die Crinoline abschaffte, so hatte wohl zu jener Zeit noch die Reaktion der deutschen Fürstin gegen den französischen Modekultus ebenso wenig Erfolg, als ehedem die Verschwörung Marie Antoinettes gegen denselben. Heute aber läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß die Crinoline wenigstens als Salontracht nicht mehr existirt, sondern sich zu ihren Ahnen versammelt hat. Auf der Straße und als Alltagstracht wird sie vielleicht noch lange umherspuken, trotz der vielen Brandstiftungen, deren sie täglich angeklagt und überführt wird, und trotz mancher andern Unglücksfälle, die sie mehr auf mechanischem Wege hervorruft: z. B. auf die Weise, daß sie von der Thür eines Eisenbahnwaggons oder vom Rade einer Dampfmaschine erfaßt und eingeklemmt wird, oder daß eine Dame beim Treppensteigen in einen Reif tritt und das Bein bricht u. s. w. Ueber die neuesten Damenmoden halten wir unser Urtheil zurück und führen dafür folgende Distichen an aus einer Sammlung von Epigrammen, die den Hexensabbath in Baden schildern:

Mit dem Gebirge von Haar vergrößert den Kopf sie zum Kürbis,
Tief nach vornen hinab sitzet ein Teller von Stroh,
Gleich als hätte von hinten gewaltige Feige des Ohres
Ihr das Deckelchen vor bis auf die Nase gestülpt.
Breit und männisch erscheinet die Schulter, es greifet der Gürtel
Hart an den Rippen hoch über der Weiche hindurch,
Treibet den Leib heraus zu widerlich schwellender Rundung,
Aber kümmerlich schmal enget die Hüfte sich ein.
Buhlerisch kurz ist bald das Gewand, bald fegt es als Schleppe
Lang nachrauschend den Koth oder den wirbelnden Staub,
Schwankend trippelt der Fuß auf hohem spitzigem Absatz,
Der ihn bei jeglichem Schritt mit der Verstauchung bedroht.
Daß aus Dunkel hervor gefährlicher blitze das Auge,
Färbt ihr das Augenlied fein mit arabischem Schwarz.
Geht und entlehnet doch auch von der indianischen Rothhaut
Noch den goldenen Ring, den durch die Nase sie steckt!
Aber der Wilde betreibt's mit ehrlicher kindischer Thorheit,
Wenn er mit Farben und Schmuck närrisch sich putzet den Leib;
Dies hier hat in Paris die käufliche Dirne ersonnen,
Und die gesittete Frau ahmt es getreulich ihr nach.

Die Tennessee-Staatszeitung läßt sich in ihrem echt amerikanischen Humor über die jüngsten Mode-Thorheiten also vernehmen: „Wer ist im Stande, den trefflichen Geschmack und die Schönheit der neumodischen Damenkleider zu beschreiben? Als eine Klasse betrachtet, sind Frauen befähigt, mehr fremdartige und häßliche Kostüme zu erfinden, als man, wenn man es nicht auf Rechnung von Inspirationen setzt, für möglich halten sollte. Aber dieses Mal sind sie mit ihrer Erfindung glücklich gewesen. Der elende Wasserfall wird natürlich beibehalten, aber in

modifizirter Form; jede Veränderung, der er unterworfen wurde, war eine Verschönerung. Zuerst glich er einer mit schottischem Schnupftabak gefüllten Blase; dann hing er auf dem Rücken der Frauenzimmer hinunter wie ein in Leinwand genähter Schinken; später zog er sich zusammen und saß wie eine gefälschte Rübe an der Rückseite des Kopfes; nun steht er direkt hinten hinaus und sieht aus wie ein aus Draht geflochtener Maulkorb auf einer Hundeschnauze. Auf diesem aus Kopf und Haar gebildeten Grat ruht der kleine Pfannkuchen von Hut, wie ein Jockei-Sattel auf einem Rennpferd. Man wird sofort wahrnehmen, daß dies wirklich einzig, hübsch und kokett aussieht. Aber das Gloriöseste des Kostüms ist die Robe, das Kleid. Keine Volants, keine Falbeln, kein Besatz, keine Fransen, keine Verbrämung, keine der Erwähnung werthe Crinoline, nichts als ein reichlich einfaches, enges schwarzes Kleid, das gerade unterhalb des Knies sägeartig ausgezahnt endigt, und unter demselben ein flammend rother Rock, der Augenschmerzen verursacht, und der nur bis zum Knöchel reicht und die rastlosen kleinen Füße unbedeckt läßt. Reizend, anziehend, verführerisch, bezaubernd! Ein liebliches Mädchen von 17 Jahren zu sehen mit ihrem Sattel auf dem Kopf, ihrem Maulkorb hinten und ihrem Schleier, der gerade die Nasenspitze berührt — zu sehen, wie sie in ihrem crinolinenlosen rothgeränderten Kleide gleich einem brennenden Butterfasse dahertrippelt, das zu sehen genügt, um einen Mann toll zu machen. Ich muß das Thema fallen lassen, ich kann's nicht aushalten."

Nach diesen so höchst galanten und bilderreichen Auslassungen wollen auch wir das Thema fallen lassen; und damit uns die Modenarren nicht vorwerfen, daß wir die Modenärrinnen bevorzugt und sie selber vernachlässigt hätten, wenden wir uns jetzt zur männlichen Stutzerherrlichkeit, welche auch ihre Geschichte hat. Im Allgemeinen ist der Mann etwas gleichgültiger gegen die Mode, als das Weib, wie er es überhaupt gegen die Sitte ist. Die Modesucht ist durchaus generis feminini; darum nennen wir gerade die Laffen und Stutzer weibisch, weil sie genau jeden Wechsel der Mode mitmachen; übrigens gehören dieselben merkwürdig genug meistentheils solchen Berufsarten an, deren Arbeit ebenso gut in Weiber- wie in Männerhänden sein kann, z. B. die Schneidergesellen, Ladendiener u. s. w.

Ein geistreicher Satiriker aus der römischen Kaiserzeit hat uns mit wenigen, aber kräftigen Strichen eine jener Persönlichkeiten gezeichnet, wie sie damals die goldene Siebenhügelstadt reifen ließ, als dieselbe alle Sorgen fürs Gemeinwohl den Herrschern überlassend und in Muße den Raub der Nationen verzehrend, ihrem Untergang langsam entgegenging. Der römische Stutzer wird also beschrieben: „Das Haupt mit zierlichen Locken geschmückt, alle Düfte des Orients um sich verbreitend, die weiß schimmernde Toga mit peinlicher Aengstlichkeit nach der neusten Mode gefaltet, tritt er in das Boudoir einer Dame. Behutsam eilt er an den Sklaven vorüber, damit sie ihm seine zierlichen Falten nicht streifen, und ebenso sorgfältig läßt er sich im Fauteuil nieder. Im feinsten Griechisch,

wie es nur je von attischen Lippen strömte, und welches die Umgangssprache der vornehmen Welt geworden, bringt er die gesammten Tagesneuigkeiten Roms gleichsam wie eine lebendige Zeitung vor die Ohren der lauschenden Dame. Calpurnius hat eine neue Villa gekauft, 200 Löwen sollen das neue Kampfspiel des Circus verherrlichen, der Lieblingssklave des Kaisers hat seine Jugendlocken als Weihgeschenk in die asiatische Heimath gesandt, und was das Allerneuste ist, die schöne Cynthia reis't mit dem jungen Pollio nach Bajä, um in dem üppigen Luxusbad alle Reize der neuen Bekanntschaft zu kosten." Dieser Schilderung fügt der Dichter noch ironisch hinzu, es sei eine sehr verwickelte und schwer erlernbare Sache, ein solcher Stutzer zu sein. In der That war es für diesen nicht leicht, jene ungeheure chronique scandaleuse zu bewältigen, welche die weltbeherrschende Roma damals für wichtiger hielt, als die großen Fragen der innern und äußern Politik. Nach Ehre und Ruhm geizte der Stutzer nicht, überhaupt noch nie, seitdem die Welt erschaffen. Sich vor dem Richtertribunal abzuschwitzen, überließ er großmüthig Andern; die mühsam eingedrillte Rhetorik vergaß er rasch, und brauchte sie auch nicht zu behalten, weil sein Herr Papa als Pächter von Staatsgütern und als Prokonsul in Kleinasien sich ein Vermögen erworben hatte, das dem Söhnchen eine goldene Zukunft verhieß. (Allg. Mod. Zeit. 1867. Nr. 24.)

So lebte durchweg das vornehme junge Rom zur Zeit seiner Kaiser. Die regenbogenfarbigen, geschnabelten, klingelnden, dekolletirten Jünglinge des Mittelalters, nament-

lich die Brantschen Spiegelnarren mit Eselsohren und Schellen haben wir oben hinreichend betrachtet. Das Mäntelchen kurz, die Jacke bunt und verschnitten, das Hemd goldverziert, das Beinkleid buntscheckig, die Schuhe langspitzig, das Gesicht bartlos, die Locken duftend, schöngebrannt, auf die nackten Schultern wallend, um die Stirn ein bunter Reif oder goldener Blumenkranz, um den Hals goldene Ketten und die halben Arme nackt — das ist der Stutzer des 15. Jahrhunderts. Als dann die Reformationszeit für die Jugend ernstere Ideale schuf, minderte sich das Stutzertum etwas, aber nur auf kurze Dauer; bald wieder gelangte es zu hoher Blüthe, als Spanien einen üppigen Luxus über Europa verbreitete, den Gipfelpunkt seines Ruhms erreichte und sich das erste Land der Welt zu sein dünkte. In diesem Nationalstolz hat die sogenannte Grandezza des Spaniers ihren letzten Grund; „stolz lieb ich den Spanier“ so wollte ihn schon König Philipp II. haben; allein wie die Blume der irrenden Ritterschaft, jene lächerliche Trauergestalt des Don Quichote eine Karikatur des romantischen Rittertums war, ebenso hatte schon damals das Bild des gewöhnlichen Spaniers seine Kehrseite, von der ihn seine Feinde auffaßten, die seinen Stolz und Uebermuth nicht zu ertragen vermochten; die germanischen Völker sahen in dem vornehmen Spanier nur den eitlen, hohlen, aufgeblasenen Stutzer, und wie die Satire sich seiner äußern Erscheinung bemächtigte, beweisen folgende Verse aus einem fliegenden Blatt, das damals in den Niederlanden erschien:

Macht Platz, ihr Leut, jetzt kommt die Sau,
Welch' sich verwandelt in ein Pfau,
Mit großen Kragen einhergeht,
Damit ziert er sein Gravitet.
Wenn sich der Pfau zu zeigen begehrt,
Umgürt er sich mit eim Schwert,
Langsam, hoffertig einhertritt,
Zehlet im Gehen alle Schritt,
Thut auf den Seiten umhergaffen,
Ob auch die Leut ansehn den Affen.
Wer ihn nicht ehrt für ein Hidalgo,
Schilt er ein Perro oder Galgo.
Er ist der Mann, der alls erfahren,
Und in India oft gefahren,
Jetzt kommt er aus Orient,
Morgen lauft er nach Occident,
In Asia und Afrika,
Gar zu gemein ist Europa,
Von China redt er gar gewiß,
Als der solchs hat erfahren am Tisch.

In großartigem Maße tritt dann die Stutzerei zu Ende des dreißigjährigen Krieges auf. Die soldatische Eitelkeit und das hohle Scheinwesen jener Unzahl von Schwindlern, Renommisten und Glücksrittern, die der lange Krieg erzeugt hatte, infizirte mehr oder minder auch die ganze civilistische Welt. Das Fluchen und Bramarbasiren wurde allgemeine Mode. Alles suchte sich ein kriegerisches Aussehen zu geben, selbst die gelehrten Doktoren, Diplomaten und Federfuchser gingen gestiefelt und gespornt wie die Obersten und Korporale; vollkommen

ähnlich aber den rauhen Söhnen des Mars kleideten sich die Stutzer und Pflastertreter, von der übrigen Menschheit förmlich wie eine geschlossene Kaste sich absondernd. Jakob Falke (Deutsch. Tracht. u. Modenwelt. II. p. 183) sagt von ihnen: „Man sah sie damals in London, wo sie auf der Promenade der fashionablen Welt, dem St. Paulsgang an der St. Paulskirche, Vormittags bis 11 Uhr und Nachmittags von 3 bis 6 flanirten, während der Schneider hinter dem Pfeiler lauschte, um sich die neue Mode zu merken; man sah sie in Paris vor den Läden, namentlich des heutigen Palais Royal auf und ab spazieren; man konnte sie in Deutschland überall in allen Städten finden. Alamode zu sein in allen Dingen, in Kleidung, Sprache und Leben, das war ihre Aufgabe. Ihre Redeweise war ein Gemisch von Deutsch, Französisch, Italienisch oder Spanisch nebst einzelnen ihnen eigentümlichen Wörtern, die sich mit dem Rothwelsch oder mit studentischer Sprechweise vergleichen lassen. Nach wohldurchschwärmter Nacht spät zu Bett gegangen, standen sie spät wieder auf, um den Tag mit Flaniren hinzubringen, den Damen den Hof zu machen, sich in schönem Putz bewundern zu lassen und durchzubringen, was sie erschwindelt hatten. Sporen klirrten an ihren Stiefeln, aber ein Pferd besaßen sie nicht; den langen Stoßdegen führten sie an der Seite, aber zum Kampf ließen sie es trotz aller Rodomontaden nicht kommen, sondern lieber sich mit der eignen Wehr davonprügeln. Treffliche „Löwen" dieser Art sind jene beiden sogenannten Hauptleute Daradiridatumtarides Windbrecher von Tausendmord und Horri-

bilicribifax von Donnerkeil auf Wusthausen, die Andreas Gryphius in dem nach dem letztern benannten Lustspiel uns vorführt. Mit den fürchterlichsten Drohungen rücken diese eifersüchtigen Helden auf einander, um nach langem Wortkampf endlich nicht zu Thaten überzugehen, sondern sich als alte Waffenbrüder wieder zu erkennen, hoch erfreut, daß so zur rechten Zeit großes Unglück verhütet werde."

Für die Satire wurde der Stutzer überhaupt eine höchst willkommene Beute; gewöhntich figurirt er als Monsieur Alamode in den sogenannten fliegenden Blättern, welche im 16. und 17. Jahrhundert und auch noch im 18. zwar nicht so regelmäßig und periodisch wie unsre Zeitungen erschienen, aber doch zum Theil deren Stelle vertraten; sie brachten nicht nur politische Ereignisse und berichteten von fernen Völkern, die hinten weit in der Türkei auf einander schlugen, sondern erzählten auch von Erdbeben, Hexenspuk, Mißgeburten, allerhand Narrheiten, Wasserfluthen, Räuberbanden, Mordthaten und von andern grausigen Begebenheiten. Dabei waren diese Flugschriften in einer für Gevatter Schneider und Handschuhmacher mundgerechten Redeweise abgefaßt, meist mit Knittelversen untermischt, und mit Kupferstichen und Holzschnitten verziert. Namentlich erschienen in den Jahren 1630 bis 1640 an den verschiedensten Orten Deutschlands eine große Menge einzelner Kupferstiche mit begleitenden Versen, bilderbogenartig, die in der gelungensten Weise über den Monsieur Alamode herzogen. So wird derselbe unter anderm nach seinem Tode als abschreckendes Beispiel

dargestellt, wie er seinen Weg direkt in den offenen, flammenspeienden Höllenrachen nimmt, gefolgt von Herren und Damen im schönsten Putz. Wie es die Pflicht eines höflichen Wirthes ist, seine Gäste an der Thür zu empfangen, so steht zwischen den Zähnen des weit aufgerissenen Rachens der Satan in feinster Tournüre, freundlich grüßend, den Hut in der Hand. Als Musikanten gehen vier alamodisch gekleidete Teufelchen vorauf; dann folgt die Hauptperson, Arm in Arm mit zwei vornehmen Herren, an denen man Bocksfüße und Geierkrallen bemerkt; dahinter die lange Prozession, umschwärmt von Schmeißfliegen, die der süße Duft der Salben angezogen hat.

Die Trachten- und Modenwelt des Mittelalters macht wohl einen bunten, phantastischen, lächerlichen, bizarren Eindruck; allein sie bekundet nichtsdestoweniger ein frisches und freies Volksleben, welches, wenn auch stellenweise ungebührlich ausartend, uns doch im Allgemeinen erfreuen kann. Auf die Reformationszeit aber folgt eine lange Geschichtsperiode, in welcher die Mode nur leblose, widerliche und verschnörkelte Gestalten schafft, wo der blühende, mächtig treibende Baum des Volkslebens in der von Puder und Pomadenduft geschwängerten Atmosphäre verdorrt. Aller organische Trieb scheint fortan aus der abendländischen Welt entschwunden, der Volkswille hat keine schöpferische, selbstbildende Kraft mehr; dagegen ist nunmehr der Wille der Herrscher das einzig vorhandene, alles durchdringende Element der Geschichte. Zu einer wahren Signatur dieser Zeit

dient die Perrücke; sie paßt vortrefflich zu dem berühmten l'état c'est moi, zur Verkörperung jener Begriffe, die von Ludwig XIV., dem modernen Ideal absoluter Willkür, getragen und ausgebildet wurden und rasch in ganz Europa zur Herrschaft gelangten. Einem Gotte ähnlich, wie in einer Wolke thronend, unnahbar, stellte sich die theatralische Majestät dem in Anbetung versunkenen Volk in der ungeheuren Allongeperrücke dar. Wenn auch schon im Altertum, wie sich vielfach beweisen läßt, die Hebräer, Meder, Griechen, Karthaginienser und namentlich die Römer falsches Haar getragen haben, so läßt sich dies doch garnicht mit dem in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts herrschend werdenden Haargebäude vergleichen. Hier ist es nicht mehr Laune oder Bedürfniß des Einzelnen, welches jene falsche Behauptung schafft, die man Perrücke nennt; sie dient nicht mehr zur Bemäntelung natürlicher Blöße, sondern tritt ins allgemeine Leben ein, gewinnt das Weltbürgerrecht und begründet definitiv den bis dahin unerschütterten Einfluß Frankreichs auf das allgemeine europäische Kostüm: sie ist der Anfang dieser traurigen, alles selbstthätigen innern Lebens baren Zeit, in welcher alles Heimische und Deutsche nicht weit her ist, dagegen leider allem, was aus Frankreich kommt, eine geradezu abgöttische Verehrung gezollt wird. Diese uns Deutschen in so hohem Grade innewohnende Verehrung des Fremdländischen hat ohne Zweifel ihren Ursprung und letzten Grund nur in unsrer bisherigen nationalen Unselbständigkeit. Möchte daher doch die Einigung und Neugestaltung des Vaterlandes nicht bloß auf politischem Gebiete,

sondern auch im Bereiche der Sitten und Moden dem deutschen Volke zu größerer Unabhängigkeit verhelfen.

— — Sollt ein Franzos es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, die Schuh an Händen tragen,
Die Stiefel auf dem Kopf, die Schellen vor dem Bauch,
Anstatt des Nestelwerks, ein Deutscher thät es auch.

Daß dies leider keine Dichtung, sondern Wahrheit ist, wenn auch in hyperbolischer Form, dafür liefern uns einen nur zu deutlichen Beweis die folgenden Verse vom Jahr 1751, in welchen ein deutsch=französisches Stutzerherrchen jener Zeit sich selber also schildert:

Ich trag ein spitz gewölbt Toupé,
Vier Daumen breit gehts in die Höh,
Die moutonirten Puderlocken
Bewegen sich als Silberglocken.
Kein Engelskopf wird so geschnitzt,
Als mir mein nettes Härchen sitzt,
Ein großer Beutel mit zween Dutzen
Muß wohlgeschürzt am Halse stutzen.
Das Hemd steht nach Pariser Tracht
Mit einem Blitzer zugemacht.
Des offnen Busens Leckerbissen
Schattirt ein ponceau-seidnes Kissen.
Battisine Blätter um die Hand,
Gleich Sonnenschirmen ausgespannt.
An perlfarbig seidnen Strümpfen
Darf sich gar keine Falte rümpfen.
Der blanken Kniee schwarzer Sammt
Steht durch zwei Wickel aufgedammt.
Die Weste strotzt von beiden Seiten,
Der Rock kann mit dem Reifrock streiten.

Des Unterfutters Himmelblau
Werf ich im Gehn galant zur Schau.
Des Aermels wohlgeschnittnen Flügel
Bedecket ein brokadner Spiegel.
Ring, Tabatiere, Etui und Uhr
Berühr ich als was Schlechtes nur.
O ventre bleu! Die schönste Dose
Verlor ich neulich — à la Rose
Pour attraper la belle main
De Madame de Pontchartrain.
Mein Tanzen, Fechten, Reiten, Singen
Läßt sich in keinen Abriß bringen,
Oeilladen, Grace, Tour und Port,
Darin besteht mein größtes Fort.
Diantre! Das Deutsche will nicht fließen,
Drum muß ich den Artikel schließen.

Das Stutzertum des vorigen Jahrhunderts verlangte vor allem Zweierlei, eine elegante Dressur der Beine und ein anmuthiges Spiel der Hände. Der Schnallenschuh mit hohem Absatz mußte eng und knapp, die sammetne Kniehose fest anliegend, der perlfarbige Strumpf faltenlos sein, damit nicht im Leisesten eine schöne Bewegung oder zierliche Stellung der untern Extremität verloren ging. Als Objekte, womit die Hände sich angenehm beschäftigen konnten, wenn sie nicht in graziöser Ruhe verharrten, dienten der schwächliche zweikrämpige Hut, die kostbare Tabatiere, der Stock mit dem porzelanenen, silbernen oder goldenen Roccocoknopf, und der Degen mit dem blitzenden, brillantirten Stahlgriff.

Wenn im 17. Jahrhundert der verwegene Glücksritter und der renommistische Soldat es waren, nach denen das Stutzertum sich bildete, so gab für dasselbe im 18. Jahrhundert die höchst wichtige Persönlichkeit des französischen Balletmeisters das Muster ab, und ein diesem gänzlich unähnliches Bild wiedrum liefert der Stutzer der Revolution, der sog. Incroyable. Aus geschniegelten Commis werden auf einmal genial struppige Buschmänner, die weichliche Eleganz des Zopfes schlägt ins andere Extrem um, und zwar in jene simple Rusticität, die der deutsche Student wohl mit dem kräftigen Ausdruck „knotig“ zu bezeichnen pflegt. Der Stutzer trägt kein leichtes Rohr mehr in der Hand, sondern auf der Schulter einen dicken Knotenstock, welcher nicht selten das Ansehn einer Herkuleskeule gewinnt, und sich in kritischen Lagen gewiß auch mit Nutzen verwenden ließ. Die Liberté treibt den Backenbart hervor, das Haupthaar wuchert wirr zerzaus't umher, Puder ist ein Todesverbrechen, der Cylinder wird zerdrückt und zerknittert getragen, anstatt des Fracks ein Rock mit vollständigen Schößen, hohem Kragen und breiten Brustüberschlägen. Die Busenkrause ist viel zu royalistisch, man knöpft die Weste bis zum Halse zu und verdickt das hellbunte plebejische Halstuch oder bindet drei derselben über einander. Von Strümpfen und Kniehosen keine Spur mehr, dafür plumpe Stiefel und lange, weite Nankingbeinkleider. Fügen wir endlich noch große ovale Ohrringe hinzu, so ist das Gemälde eines wildfreien Incroyable vollendet.

Die Welt wird alt und wird wieder jung; der Stutzer

in ihr aber scheint derselbe zu bleiben. Mag auch seine äußere Erscheinung in verschiedenen Zeitepochen eine verschiedene sein, so verändert sich doch sein innerer Grundtypus im Allgemeinen wenig, und der Uebergang zum Affengeschlecht läßt sich vielleicht an keiner Spezies des Genus „homo“ klarer nachweisen, als am Stutzer, den die Fortschritte der menschlichen Bildung und Civilisation ziemlich unberührt lassen; ja er wird um so kindischer und geistloser, je weiter die Zeit vorwärts schreitet, wenigstens erscheint er so, weil er in einen größern Kontrast gegen seine Zeitgenossen tritt. Das alte hinsiechende Rom hatte keine Ideale mehr für seine Jugend, keine Aufgaben für deren Kräfte; wie mit riesigen Spinnenarmen hatte der Imperialismus alles in sein großes Netz gezogen, und es blieb der Jugend nur übrig, in dem allgemeinen Schwindel mitzutaumeln. In dem finstern Mittelalter, wo die ganze Modenwelt mehr oder minder tollhäuslerisch aufzutreten liebt, konnte der einzelne Stutzer unter der Gesammtheit auch so sehr nicht auffallen. Der für einen narrenhaften Minnedienst begeisterte Ritter, der spanische Pfau, der abenteuerliche Poltron des dreißigjährigen Krieges sind alles Erscheinungen, die durch den ganzen Geist ihrer Zeit fast selbstverständlich ins Leben gerufen wurden. Ferner fand das Stutzertum in der traurigen Periode von Ludwig XIV. bis zur Revolution für seine Verurtheilung einen bedeutenden Milderungsgrund darin, daß fast alle Klassen der Gesellschaft damals vom französischen Hofleben beeinflußt wurden, und selbst die vernünfzigsten Leute in Europa diesen Einfluß vergeblich bekämpften.

Endlich ist auch wohl der knotige Incroyable das höchst natürliche Produkt einer Zeit, in der alle Ideen ausschritten und alle sozialen Bande sich lockerten. Anders verhält es sich aber in unserm Zeitalter. Heute, wo die Gesellschaft, der Staat, die Menschheit mahnend an die Jugend herantreten, nicht gleichgültig zurückzubleiben in dem großen Wettstreit der Nationen um den Preis der Aufklärung, der Freiheit und Bildung, da ist die Stutzerei geradezu eine Unsittlichkeit, für die es keine Vertheidigungsgründe mehr giebt; und doch fröhnt ihr in unsern Tagen noch ein großer Bruchtheil einer Jugend, die vielleicht gerade durch Geist und Lebensstellung berufen wäre, mit Erfolg zu arbeiten und Ausgezeichnetes für die Gesellschaft zu leisten. Wir geben zu, daß ein deutsch-französischer Modegeck, wie ihn die obigen Verse schildern, jetzt fast zu einer Unmöglichkeit geworden ist, und daß überhaupt, Gott sei Dank, die häßliche Zierbengelei früherer Zeiten in den letzten Dezennien etwas abgenommen hat; das männliche Geschlecht im Allgemeinen geht heute leichter, einfacher und natürlicher gekleidet, als noch zu Anfang unsres Jahrhunderts, seine jetzigen Trachten sind weder dem Schnitt noch der Farbe nach erheblich auffällig, und dem Stoffe nach keineswegs prunkend und luxuriös, verglichen mit vergangenen Zeiten; mit Haar und Bart werden nicht mehr so viele Künsteleien vorgenommen, wie früher, sondern man überläßt sie mehr ihrem freien, natürlichen Wachstum. Aber es giebt trotzdem noch viele schöne Jünglinge, die sich den Hochgenuß nicht versagen können, mit bunten Kravatten, goldenen Tuchnadeln,

seltsamen Berlocken, zarten bläulichen, bräunlichen und gräulichen Handschuhen ꝛc. zu renommiren, den ganzen Haarwuchs durch eine untadelhaft gerade, bis in den Nacken hinabführende Chaussee in zwei getrennte Parthien zu scheiteln, ferner auf das gesalbte und die Atmosphäre weithin mit Dünsten schwängernde Lockenhaupt ein spiegelglattes Angströhrchen zu setzen, an welchem auch nicht eine Faser sich emporsträubt, ein rundes Fenstergläschen blasirt in das geistlose Auge zu klemmen und durch ein affektirtes Wesen überhaupt sich nicht unwiderstehlich, sondern unausstehlich zu machen, ebensowohl dem schönen Geschlechte, als dem eigenen häßlichen (sit venia verbo). Doch bald hätten wir die Hauptsache vergessen, das Wappenzeichen der Stutzer, jenes zierliche Spazierstöckchen, welches ihnen immer sehr noth thut, obwohl ihnen vielleicht anderweitige Berührungen mit ausgewachsenen, reglementsmäßigen Exemplaren noch nöthiger thäten. Mit triumphirendem Stolze und herausfordernder Sicherheit schwingt der Stutzer sein Stöckchen durch die Luft, das untere Ende in der Hand haltend, damit die kostbare Elfenbeinkrücke sichtbar bleibt, oder das Stöckchen wird in die Seitentasche des Rockes gesteckt und im Arm gehalten, so daß das obere Ende sich in gleicher Höhe mit der den Klemmer tragenden Nasenspitze befindet. Wie elastisch tritt der Stutzer auf, wie graziös klopft er bald die innere, bald die äußere Seite seines Beinkleids, wenn er einem Bekannten begegnet und zu einer kurzen Unterhaltung stehen bleibt. Kommt ihm aber gar ein mit einem sichern Maulkorbe versehener Köter in den Weg, so ermangelt er gewiß nicht, demselben

en passant das Gefühl seiner Ueberlegenheit auf eine ganz thierschutzwidrige Weise beizubringen. Manchem armen Stutzer ist sogar sein Stöckchen der einzige Helfer in der Noth, nicht vor Räubern oder zudringlichem Gesindel, sondern im Kreise gebildeter Männer und Frauen, die ein ernstes Gespräch führen. Weiß er bei einer solchen Unterhaltung nicht mitzureden, so spielt er mit seinem Stöckchen, sich dabei das Ansehen gebend, als hätte er eine Menge der herrlichsten Ideen im Kopfe, die er nur aus Bescheidenheit oder deßhalb zurückhält, weil sie für das gegenwärtige Gespräch zu erhaben sind.

Der Stutzer glaubt, daß der Mann auch schön zu sein brauche, um Eroberungen zu machen. Unsinn! Der Mann wird nach ganz anderen Kategorien beurtheilt. Für ihn gilt es zumal heute, nicht schön, sondern liebenswürdig und klug zu sein. Der Maßstab des Mannes ist seine Bedeutung, seine Stellung, sein Geist. Jeder bedeutende, jeder geistreiche, jeder hochgebildete Mann gefällt. Das Weib braucht nichts zu sein, als schön, so siegt es schon und bezaubert; der Mann braucht nichts zu sein, als geistreich, so siegt er auch. Männer von Genie sind alle schön, während die sogenannten schönen Männer fast insgesammt fade sind und allemal beim schönen Geschlecht von den geistreichen ausgestochen werden. Die Erfahrung aller Zeiten bestätigt, daß in den Augen der Damen die Schönheit des Mannes neben dessen Geist und gesellschaftlicher Bedeutung als völlig unwesentlich erscheint.

Wenn nun auch die Adonisnarren und Modejournalfiguren in unsern Tagen seltener sind, als früher, so

braucht man doch leider noch lange nicht mit einer Laterne, wie weiland Diogenes that, umherzusuchen, um sie auf unsern Straßen und Promenaden zu Dutzenden anzutreffen; weibisch gestriegelt und geschniegelt, flaniren sie mit vielgeschäftigem Müßiggange umher, gewaltige Helden, dem Schneider und den Ihrigen theurer als dem Vaterlande, überflüssiger Ballast für die Gesellschaft, lebendige Bilder des Ungeschmacks und der Thorheit, jammervolle Vogelscheuchen oder vielmehr Menschenscheuchen, die jeden verständigen Mann in die Flucht jagen, werth, das unauslöschliche Hohngelächter der Zeitgenossen zu erregen. Uebrigens muß man an ihnen eine gewisse Aufrichtigkeit anerkennen; sie suchen meistentheils garnicht ihre Geistesarmuth zu verdecken, sondern brüsten sich im Gegentheil mit derselben; man könnte ihnen kaum etwas Aergeres anthun, als wollte man Geist und Wissen bei ihnen voraussetzen; solche gleichgültigen Dinge brauchen nur diejenigen zu besitzen, die dafür bezahlt werden. Mit dem behaglichsten Vergnügen versichern die Herrchen bei jeder Gelegenheit in modern näselndem Tone, daß sie das Bischen längst verschwitzt haben, was ihnen in den Schulen mühsam eingetrichtert wurde. Mitleidig belächeln sie die sonderbaren Schwärmer, welche im Dienste strenger Arbeit die idealeren Ziele der Menschheit anstreben, und warm werden im Ringeu nach jenen Gütern, die allein den Inhalt des Lebens würdig ausfüllen. Ihre Ziele sind andre, ihre Ideale liegen abseits von jenen steilen Pfaden, auf denen die Jugend seit den Tagen des Themistokles sich die Kränze des Ruhms geholt hat. Ein Traum von

solchem Ruhm hat ihren Schlummer noch nie gestört; sie träumen lieber von — doch das möchten Dinge sein, die nicht mehr den Gegenstand unsrer Betrachtung bilden dürften; überlassen wir daher den Stutzer seinen eigenen Träumen und Idealen. Der im Allgemeinen einfache, sittliche und gediegene Sinn der deutschen Jugend berechtigt zu der Hoffnung, daß die Stutzerei sich mit der Zeit extensiv und intensiv immer mehr verringere, zumal ihr eine mächtige und siegreiche Feindin in der Turnerei erstanden ist, die sich in unsern Tagen zu immer schönerer Blüthe entfaltet. Der im Jahre 1813 geweckte Patriotismus des deutschen Volkes ist in einem halbhundertjährigen Frieden nicht eingeschlafen, sondern erstarkt, und wenn in naher Zukunft das Vaterland seine Söhne zum Kampf rufen sollte, so wird es keine weibischen und weichlichen Stutzer, sondern Männer im ganzen Sinne des Worts vorfinden. Sind auch manche Verhältnisse der Gegenwart noch derartig, daß wir uns von einem düstern Pessimismus kaum zu befreien vermögen, so tragen wir doch kein Bedenken, Uhland's Frage an die deutschen Mütter: „ob der Väter Kampf und Wunde an den Kindern fruchtbar sein werde," nach den glorreichen Ereignissen des großen Jahres 1866, mit dem eine neue Epoche der deutschen Geschichte beginnt, freudig und getrost zu bejahen. Daß aber der Dichter diese Frage an die Mütter richtet, hat wohl seinen tiefinnersten Grund; denn was der Mann ist, das verdankt er größtentheils seiner Mutter; was daher der deutsche Mann Großes und Herrliches leistet, das Alles muß mehr als ihm selber der deutschen Frau

zur Ehre gereichen; es geziemt ihm danach, sie vor allen treu und ritterlich zu ehren, und jederzeit des Spruches eingedenk zu sein, den der alte Winsbecke seinem Sohne zuruft:

Sohn, willst du zieren deinen Leib,
So daß er sei dem Unfug gram,
So lieb und ehre gute Weib;
Alle Sorgen scheuchen sie tugendsam,
Sie sind der wonnigliche Stamm,
Von dem wir alle sind geboren.
Der hat nicht Zucht noch rechte Scham,
Der solches nicht an ihnen preist,
Er ist zu rechnen zu den Thoren,
Und hätt' er Salomonis Geist.

Anmerkung: Gerade den Gegensatz zur Stutzertracht bildet zwar die für den deutschen Gelehrten charakteristische Tracht des Schlafrocks und der Pantoffeln; allein man kann in jeder Kleidungsart Stutzer sein, und sollte dieser selbst Schlafrock und Pantoffeln tragen, so wird man ihn auch daraus erkennen können; giebt es doch sehr stutzermäßige Schlafröcke und Pantoffeln. Wie poetisch, ehrwürdig und interessant ist nicht so ein alter Gottfried, mit dem man die Tinte aus der Feder und das Oel von der Lampe wischt, und wie fade und langweilig sind dagegen solche eleganten Exemplare, wie sie oft in den Kleidermagazinen hängen; freilich gewinnen auch diese mit dem zunehmenden Alter an Schmutz und Poesie. Die Kleidung bildet die nächste Umgebung des Menschen; kein Wunder daher, daß von ihr die ganze Richtung und Spannung seines Geistes mehr oder minder abhängig ist. In dieser Beziehung hat nun der weiche, warme Schlafrock seine zwei Seiten; die eigentümlichen Wirkungen desselben sind in bonam partem Ruhe und gemüthliche Beschaulichkeit, in malam partem aber Langsamkeit und Schläfrigkeit. Wer mithin jene ersten Eigenschaften bei seiner Arbeit gebrauchen kann, trägt den Schlafrock gern, wie der Gelehrte; dagegen wer einen gewissen Geist des Schlendrians sich anzueignen fürchtet, trägt den Schlafrock nicht, wie der Engländer, dessen Volkseigentümlichkeit zu einem nicht ganz kleinen Theile mit darin wurzelt, daß er schon am frühen Morgen denselben Rock trägt, den er tagüber anbehält. Der Schlafrock ladet zum philosophischen Denken, aber nicht zum thätigen Schaffen ein; damit ist nicht gesagt,

daß in ihm nur harmlose Gelehrte und nicht auch unruhige Köpfe stecken könnten; bemerkte doch Manteuffel gewiß mit Recht einmal (8. Januar 1851) in der Ersten Kammer: „Ich erkenne eine Beamtenrevolution für sehr gefährlich, gerade weil man sich dabei in Schlafrock und Pantoffeln betheiligen kann, während der Barrikadenkämpfer wenigstens den Muth haben muß, seine Person zu exponiren.“ Charakteristisch ist, daß Beethoven nie anders als im Schlafrock komponirte, während Haydn, sobald er eine Komposition unternahm, die besten Kleidungsstücke anlegte und die feinste Toilette machte. Zu Schlafrock und Pantoffeln gehört als drittes Symbol urdeutscher Gemüthlichkeit die Pfeife; dies sind drei Gehülfen zum Schreiben und Studiren, die manches Original früherer Zeit so nothwendig hatte, daß es ohne dieselben kaum seinen Namen auf's Papier bringen konnte. Als der badische Staatsrath Nebenius eines Tags zum Großherzog Leopold gerufen ward, um eine Depesche sofort zu erledigen, sagte er: „Ja, königliche Hoheit, das geht nicht so geschwind, da muß ich erst meine Pfeife haben.“ „Nun, Pfeifen können Sie genug haben“, entgegnete der Großherzog. „Ja ich muß aber auch ein paar Babuschen haben.“ Auch diese wurden herbeigeschafft. „Ja ich muß aber auch einen Schlafrock haben.“ Das war dem Großherzog doch zu arg und er rief: „Gottsdonnerwetter, so gehen Sie nach Hause.“

Druck von Carl Jahncke in Berlin, Klosterstraße 64.



Berlin.

Nicolaische Verlagsbuchhandlung

(A. Effert & L. Lindtner)

1868.

